Hilf mit!

Illustri… Deutsche Schülerzeitung



Februar

Überall steht die deutsche Schule im Kampf
für unser Volkstum und deutsche Art

Aufnahme: Hans Retzlaff

Nr. 5 / 1938

Dr. von Leers: Der Blockadebrecher

Kaiser Napoleon geht mit kurzen Schritten auf und nieder, die Hände über der Brust verschränkt, die Unterlippe ärgerlich vorgeschoben. Sein Bruder Ludwig hat die Augen niedergeschlagen und den Kopf gesenkt. Endlich wagt er das Schweigen zu durchbrechen: „Als du mich nach der Eroberung Hollands zum König von Holland gemacht hast, hast du mir doch auch die Fürsorge für dieses Land anvertraut. Wenn ich König sein soll, dann muß ich auch für mein Land sorgen können..."

„Das ist auch eine deiner verrückten Grillen! Ich bin doch nicht dazu da, jedem Land einen Wohltäter zu setzen", faucht Napoleon.

Der Bruder fährt fort: „Du weißt, daß Holland ein Handelsland ist. Ohne den Handel mit Übersee kehrt Armut und Elend in seine Städte ein. Seitdem du keine englische Ware hineinläßt, seitdem die englische Flotte alle Küsten Europas blockiert, stehen die Seeleute arbeitslos am Hafen, die Kaufleute werden zahlungsunfähig, die Speicher veröden, Holland stirbt. Ich kann das als König nicht mehr mit ansehen..."

„Narr!" zischt der Kaiser.

„Napoleon, denk doch an unsere Kinderzeit, denke doch daran, was auch ich alles für dich getan habe. Gewiß, du hast mir Holland als Königreich gegeben, aber ich kann es doch nicht einfach im Elend verkommen lassen. Schließ Frieden mit England, damit der Handel sich wieder hebt, damit die Blockade aufhört."

„Niemals, nun erst recht nicht. Kein Fetzen Tuch, keinen Sack Zucker soll das englische Volk in Europa verkaufen dürfen. Jede englische Ware wird verbrannt. Wir wollen einmal sehen, ob das die Engländer nicht auf die Knie zwingt."

„Dann muß ich als König von Holland abdanken. Diesen Wahnsinn mache ich nicht mit."

Napoleon dreht sich im Auf- und Abgehen schroff um: „Bist du noch hier? Hast du noch nicht abgedankt? Dann mal los, los, los!! Her mit der Königskrone, du weichherziger Jammerlappen du. Ich nehme eben Holland in direkte französische Verwaltung — und die Sperre wird verschärft!"

Er faßt mit seinen kleinen weißen, etwas fetten Händen nach einer silbernen Klingel, schellt: „Sekretär, schreiben Sie: Mein Bruder Ludwig hat die Krone von Holland niedergelegt. Die Zollverwaltung von Holland wird durch französische Beamten übernommen."

Der Sekretär kritzelt eilig.

Der Kaiser diktiert weiter: „Der Marschall Marmont wird angewiesen, sogleich die Lande des Großherzogs von Oldenburg, der Freien Stadt Hamburg und Bremen militärisch zu besetzen."

„Auch Lübeck?" fragt der Sekretär.

Der Kaiser fährt fort: „Ebenso das Gebiet der Freien Stadt Lübeck! Die Zollverwaltung an der gesamten deutschen Nordseeküste und an der Ostseeküste wird von französischen Beamten übernommen. Jede englische Ware, die ins Land kommt, ist zu beschlagnahmen. Schmuggler sind festzunehmen und innerhalb drei Tagen standrechtlich zu erschießen."

Noch immer steht Ludwig an der Tür. Napoleon beachtet ihn gar nicht, bis der gewesene König von Napoleons Gnaden leise hinausgeht.

*

Das ist das Jahr 1810.

Dumpf geht der Trommelschlag der französischen Garnison in den Straßen von Hamburg. Kein Schiff kommt aus dem Hafen und keines hinein. Wie gelähmt ist die ganze Küste. Die Seeleute stehen an dem verödeten Hafen. Und nur bei Nacht ist oben bei Ritzebüttel und Cuxhaven, bei Wesermünde und wo immer das Wattenmeer ein Ansegeln erlaubt, gespenstisches Leben. Hier führt der französische Zollbeamte Krieg mit der Bevölkerung, die immer wieder versucht, in der Dunkelheit von Helgoland, wo die englische Blockadeflotte liegt, Waren herüberzuschmuggeln.

Es gibt keinen Pfeffer mehr, denn der Handel ist unterbrochen, keinen Zimt, keine Gewürze und vor allem keinen Zucker. Jeder, der mit Ware an Land kommen will, wird von den französischen Zollbeamten abgefangen, wenn er es nicht besonders geschickt anstellt. Jeder, der vom Land auf die See hinaus will, muß in stürmischen Nächten versuchen, an der englischen Flotte vorbeizukommen, die draußen jedes Schiff aus Kaiser Napoleons Machtbereich abfängt.

Und doch finden sich immer wieder „Blockadebrecher", kühne Männer, die versuchen, durch die Sperre zu kommen. Es gibt von ihnen zwei, einmal diejenigen, die hinüberfahren auf die englische Seite nach Helgoland und dort Ware übernehmen, die sie in Dämmer und Dunkel ans Land schmuggeln, und dann die anderen, die den Mut aufbringen, die englische Blockadeflotte als Feind zu behandeln.

*

Es ist September. Die Nebel liegen weiß und tief über der Elbmündung. Man kann kaum die Hand vor Augen sehen. Das rechte Wetter zum Schmuggel an dieser Küste. Schiffer Hinrich Griepenkerl steuert den Kutter vorsichtig am Knechtsand vorbei. Der Jungschiffer Friedrichsen lotet, damit der Kutter nicht im letzten Augenblick noch auf die Sandbank kommt, der Schiffsjunge Hein verstellt die Segel nach Anweisung des Schiffers. Achtzig Sack Zucker hat der Kutter geladen. Kein Wunder, daß man bei dem unsichtigen Wetter im diesigen Nebel langsam vorwärts kommt.

Griepenkerl ist ein alter, weißbärtiger Fischer, der Tiefen und Untiefen hier kennt. Leise ruft er seine Anweisungen: „Brassen, Achtersegel brassen. Backbord liegt Duhnen!"

Der Nebel ist undurchdringlich dicht. Der Schiffsjunge Hein entert den Mast hoch. Vielleicht, daß von dort oben etwas mehr zu sehen ist. Aber es ist alles nur ein weißes, milchiges Nebelmeer.

„Vor Arensch gehen wir an Land", sagt der Schiffer, „paßt acht, daß wir in den alten Priel kommen!"

Gottlob läuft die Flut an, so daß man näher an das Land herankommen kann. Trotzdem knirscht der Kiel manchmal verdächtig, streift ganz niedrig über den Wattenboden.

Wo schwarz eine Buhne in die See hinaussteht, ruft der Schiffer: „Anker ab!" Der Kutter bleibt liegen, Friedrichsen stößt mit der Stange ins Wasser, dann gibt er dem Kapitän ein Zeichen und geht vorsichtig durch das niedrige Wasser mit seinen hohen Stiefeln schreitend zum Land. Er verschwindet im Nebel. Der weißköpfige Schiffer und der Junge horchen hinaus. Aber nur die Möwen schreien, das Wasser gurgelt und gluckert, die Flut, die anläuft, singt ihr ewiges Lied.

Da wird die Stille jäh von einem krachenden Schuß zerrissen, ein zweiter und dritter folgt. Unwillkürlich ducken sich die beiden im Kutter — mit Windeseile holt der alte Schiffer den Anker hoch: „Alle Segel hoch!" — Und schon fliegt die erste Kugel heran und schlägt in die Bordwand. „Verdammt nochmal! Jetzt haben sie ihn an Land abgeschossen." — Eilig steuern die beiden wieder in die See hinaus, wo der Nebel sich um sie legt, wie ein schützendes Gewand. Es ist nicht mehr an Land zu kommen — Kaiser Napoleons französische Zollsoldaten passen auf.

*

Schnittig, schlank und vor dem Winde fliegend wie eine große Raubmöwe jagt die Brigg Thetis, Schiffer Jakob Jens Jensen aus Föhr, über die Nordsee. Der lange hochgewachsene Schiffer, alter Walfischfänger, reich geworden durch Schiffahrt und durch Walfischfang, hat schon manche dieser abenteuerlichen Fahrten miterlebt. Wenn alle Schiffe im Hafen bleiben und die englische Blockadeflotte fürchten, diese zähen Nordfriesen sind noch die einzigen, die ausfahren. In der Kajüte des Kapitäns liegt der Kaperbrief Sr. Majestät König Friedrichs aus Kopenhagen, der damals sogleich auch Herzog von Schleswig und Holstein war, und dieser Kaperbrief ermächtigt den Kapitän Jakob Jens Jensen, jedes englische Schiff auf hoher See aufzubringen und als gute Prise fortzunehmen.

Der Sturm heult — die Brigg hat alle Segel gesetzt und jagt wie ein großes, weißes, schönes Lebewesen über die grünblauen spritzenden, schäumenden Wogen. Der Kapitän steht auf der Kommandobrücke, Steuermann Jan Matthiessen steht am Steuer, die Mannschaft sind alles Nordfriesen, fast durchgehend Föhringer und Amrumer, kennen die Nordsee und das Eismeer, sind eine wilde, kriegerische Mannschaft.

Kapitän Jensen lacht das Herz im Leibe — die Brigg hat Kurs auf Nordschottland genommen —: „Wurst wider Wurst — wenn die englischen Schiffe uns den Walfang verderben, dann verderben wir den Engländern den Fischfang!“ Der Kapitän flötet mit seinem schmalen Mund, umrahmt von den kurzen, grauen Bartstoppeln, das alte böse Räuberlied der Männer vom Kressenjakobstal: „Frei ist der Fischfang, frei ist die Jagd, frei ist der Strandgang, frei ist die Nacht — frei ist die See, die wilde See — von Pellworm über den Norderpiep bis zur Hörnumer Rhee.“

Da schreit der Junge oben vom Mast, kommt dann, da ihn niemand verstehen kann, heruntergeentert: „Käppen, Schiff ahoi —“, und zeigt mit nicht ganz sauberer Hand in die Richtung, wo er das Schiff vermutet.

Der Kapitän geht zum Steuermann, brüllt ihm im Sturm in das Ohr: „Englisches Schiff ahoi, Matthiessen! Nordwest zu Nord!“ — Dann kriegt er die Mannschaft hoch. Die beiden Kanonen werden aus ihrem Holzverschlag geholt. „Stückkugeln!“, ruft der Kapitän. Mit gellendem Schrei begrüßt die Kapermannschaft das englische Schiff, das durch den Nebel hindurch sichtbar wird.

Der Kapitän gibt kein Warnsignal, anders als mit seinen Geschützen — ehe der Engländer drüben von seiner Seebegegnung Notiz genommen, haut ihm eine Stückkugel in die Takelage. Er ist ein gutwilliger Kerl, er dreht bei, erwartet Kapitän Jensen und sein „Prisenkommando“, acht riesige, mit Gewehr und Enterbeil bewaffnete Seeleute.

Groß ist der Fang nicht — englischer Heringsfänger, vollgeladen voll Heringe. Aber immerhin, man nimmt so etwas mit. Kapitän Jensen läßt die sieben Engländer an Bord in ihr Boot steigen, setzt vier Mann von seinen Leuten auf das Schiff und gibt ihnen Anweisung, so gut oder so schlecht es geht mit der Beute heimzufahren, sie irgendwo sicher aus dem Bereich der Engländer herauszubringen. Am liebsten hätte er den Kasten versenkt, aber schließlich ist er Geld wert und man kann ihn daheim verkaufen. Auch das Kapern ist ein Beruf, der seinen Mann ernähren muß — der Kaperkapitän bekommt ein Drittel, ein Drittel bekommt die Mannschaft und ein Drittel bekommt König Friedrich von jedem Schiff, viel ist zwar der alte Kasten nicht wert, aber lieber versucht man ihn doch an Land zu bringen, als daß man das schöne Geld hier in die Nordsee versenkt, wo schon mehr Schiffe liegen, an denen kein Seemann mehr seine Freude hat.

Die ganze Arbeit, die Übernahme des Heringsfängers, das Ausbooten der Engländer, das Wegsenden des genommenen Schiffes, dauert keine halbe Stunde — dann fliegt die Kaperbrigg wieder mit vollen Segeln in Richtung auf Schottland. —

Es ist wenige Nächte später — der Sturm heult, der Regen pfeift — und durch den Regen und durch den Sturm rollt das Geschützfeuer: Mit seinem grauen Spitzbart steht der englische Kapitän hinter der Batterie: „Schießt, dreihundertfünfzig Yards, Hurra! drei Hurras für den König! Der Besanmast hat schon was abgekriegt!“

Kapitän Percy Cox fiebert vor Jagdeifer: „Holt sie, Jungens, holt sie, die verdammte Kaperbrigg!“ Seine barfüßigen Seeleute feuern, die große Fregatte hat alle Segel gesetzt — es ist als ob ein riesiger Löwe einen kleinen schnellen Tiger jagt, wie jetzt die englische Fregatte die Brigg Thetis verfolgt.

Drüben auf der Brigg sind alle Segel gesetzt, jeder Fetzen Segeltuch ist eingespannt, um Wind zur schnelleren Fahrt zu gewinnen. Kapitän Jensen hat ein blutiges Tuch um den Kopf, unter Segeltuch liegen schon vier seiner Leute tot — nur die beiden kleinen Geschütze des Kapers fauchen noch gegen die großen englischen Geschütze an — spukhaft schnell jagt das große Schiff hinter dem kleineren, die Fregatte hinter der Kaperbrigg einher — in diesem Augenblick gelobt sich der Kapitän Jensen: „Wenn ich hier sicher herauskomme, dann Schluß mit der Kaperei! Es ist nicht durchzukommen!“

Aber im gleichen Augenblick rafft er sich wieder zusammen, geht selber zu dem kleinen Geschütz und richtet es — verfolgt, wie drüben die Kugel auf der Fregatte einschlägt — wie die Gespenster, umhüllt von Pulverdampf, hetzen die beiden Schiffe, das eine, um noch rasch wieder in den Schutz des Wattenmeeres zu kommen, das andere, um die Kaperbrigg noch vorher auf hoher See zu vernichten.

Als, zerfetzt an Segeln, mit zerschlagener Takelage, das Deck mehrfach zerschmettert durch Kanonenkugeln, ein Trümmerstück einstiger Größe, die Kaperbrigg zwischen den Sandbänken hindurch hinter der Insel Fanö verschwindet, winkt ihr Kapitän Percy Cox nach: „Jungens, alle mal antreten! — Singen: ‚Britannia beherrscht die Wogen!‘ Die verdammte Bande dort drüben ist uns zwar durch die Lappen gegangen — aber wiederkommen werden sie so bald nicht. Und die Blockade bricht keiner!“

*

Es gibt keinen Zucker, keinen Zimt, keinen Tabak, keinen Kaffee, keinen Tee in Europa in jenem Jahre 1810. Die Sperre auf beiden Seiten ist unerschütterlich. Kein Schiff vom Festlande kann die Aufmerksamkeit der englischen Blockadeschiffe täuschen, und kein Schmuggler, er sei noch so gewandt, entgeht der Aufmerksamkeit der französischen Zollbeamten.

In Deutschland tranken damals die Menschen Eichelkaffee, man raucht Rosenblätter — und sie riechen durchaus nicht nach Rosen-, Kirschblätter und Buchenblätter; man süßt die Speisen mit Honig, denn der Rohrzucker aus Westindien kommt nicht.

*

Auf einem kleinen Rittergut in Schlesien gehen zwei Herren zusammen über den Hof. Der eine von ihnen, ein weißköpfiger, alter Herr mit feingeschnittenem Gesicht, sagt: „Jahrelang habe ich an dieser Sache herumexperimentiert. Schon mein Vorgänger Marggraf hatte ja ganz richtig erkannt, daß gerade diese Rübe zuckerhaltig ist, auch schon seinerzeit darüber eine Denkschrift bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften eingereicht. Das war wenige Jahre nach der Thronbesteigung Friedrichs des Großen.“

„Und da hatte man wohl andere Sorgen als Ihre Rübenkocherei?“ sagt der dicke Landrat vergnüglich.

„Ja, leider“ — der alte Gelehrte schüttelt ein wenig den Kopf: „Es ist ja immer so, daß die Leute aus der Praxis sich nur darüber lustig machen, was wir Gelehrte erdenken. Wir sind nun einmal für sie schnurrige, verschrobene, komische Käuze — so ist es meinem Vorgänger auch gegangen.“

Der Professor schließt ein kleines Gebäude auf, aus dem durch einen Schornstein dicker, dunkler Rauch qualmt.

„Das also ist Ihre Rübenkocherei, lieber Professor Achard!“, sagt der Landrat.

Der Professor läßt ihm den Vortritt, zeigt auf einen großen Bottich: „Das Verfahren ist gar nicht schwer. Die Rüben werden mit Fruchtpressen ausgepreßt. Die Preßrückstände und der Abschaum geben außerdem noch ein ausgezeichnetes Viehfutter. Und hier ist die „Kocherei“, wie Sie sagen.“

Der Landrat findet sich zuerst ein wenig schwer zurecht, sagt dann: „Und was ist da in den Säcken?“

„Das ist der fertige Zucker — sehen Sie einmal — viel besser als der Rohrzucker aus Westindien, den wir wegen der Blockade nicht hereinbekommen können!“

Der Landrat greift in den einen Sack, läßt den Zucker durch seine Hände laufen, steckt schließlich ein Stück davon in den Mund und legt dem Professor die Hand auf die Schulter: „Wissen Sie, was Sie sind, lieber Professor Achard? Sie sind der erfolgreichste Blockadebrecher unserer Tage. — Wenn Ihre Arbeit Erfolg hat, so ersparen Sie Preußen und Deutschland und allen andern Ländern in Europa jedes Jahr viele Millionen Taler, denn dann brauchen wir auch, wenn diese Blockade einmal zu Ende ist, keinen Rohrzucker mehr aus dem Ausland einzuführen. Das ist Ihr Werk, lieber Professor!“

Der alte Gelehrte wird ganz rot vor Glück: „Wenn die Unvernunft der Menschen noch soviel Unglück anrichtet, so muß die Vernunft das wieder gutmachen, die Vernunft, der menschliche Erfindungsgeist, dem wir alle Erfolge nächst Gottes Fürsorge verdanken.“

Der Feldherr

Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt. Ich weiß keinen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden. Sie werden das in Sie gesetzte Vertrauen nicht zuschanden machen."

Das sind die Worte des damaligen Generalstabschefs von Moltke. Der Brief mit diesem Ruf erreichte Ludendorff auf dem Wege nach Namur. Wenige Tage vorher hatte Ludendorff in unerhörter Entschlossenheit mit wenigen Männern die Besatzung der Zitadelle Lüttich gefangen genommen. An der Spitze einer Infanterie-Brigade, deren Kommandeur gefallen war, hatte Ludendorff den Angriff auf Lüttich vorgetragen, der bereits ins Stocken geraten war. Sein persönlicher Einsatz riß die Soldaten mit. Er rief ihnen zu: „Kerls, wollt ihr hier einen General allein gegen den Feind gehen lassen?" Das Wort pflanzte sich schnell fort. Die Front kam wieder in Bewegung. Lüttich fiel in deutsche Hände.

Für diese hervorragende Tat erhielt Ludendorff als erster Offizier des Weltkrieges den Orden pour le mérite verliehen.

Nun rief ihn der Brief des Generalstabschefs von Moltke nach der Front im Osten. Mit diesem Tage begann die Zusammenarbeit zwischen den beiden großen Feldherren, deren gemeinsame Leistung und unermüdliche Energie die größten Erfolge des Weltkrieges herbeiführten. Hindenburg und Ludendorff standen hier zusammen, um die mächtige Dampfwalze des russischen Heeres aufzuhalten und die feindlichen Kosakenhorden aus dem bedrängten Ostpreußen zu vertreiben.

Wenn wir heute die Worte lesen, die Moltke in seinem Brief an Ludendorff gerichtet hat, dann können wir erst richtig ermessen, vor welch schwere Aufgabe der Feldherr gestellt wurde. Es stand sehr schlimm um den deutschen Osten. Die Russen rückten immer näher heran. Unaufhaltbar schob sich die zehnfache Übermacht vorwärts!

Hier sollte Ludendorff helfen! An der Seite Hindenburgs vollbrachte der Feldherr in kurzer Zeit das Unmögliche. Die beiden bisher in der Öffentlichkeit noch unbekannten Generale vernichteten in der Schlacht bei Tannenberg die russische Armee. Eine der glänzendsten militärischen Leistungen aller Zeiten! Die Stoßkraft des Gegners im Osten war gebrochen. Das ganze Volk atmete auf. Die Gefahr des russischen Einbruchs war beseitigt. Mit einem Schlage gingen die Namen Hindenburg und Ludendorff von Mund zu Mund.

Das Vertrauen des Volkes wandte sich diesen beiden Männern zu, die mit der ungeheuren Kraft ihrer Persönlichkeit einen Willen ausstrahlten, der keine Schwierigkeiten und Hindernisse zu kennen schien.

Fast über Nacht waren aus den beiden unbekannten Generalen Heroen des Volkes geworden. Gerade weil niemand eine solche entscheidende Niederlage der Russen und einen so glänzenden Sieg des deutschen Feldheeres zu hoffen gewagt hatte, wurde jedem einzelnen dieser großartige Erfolg unserer Feldherren in seiner ganzen Größe bewußt. Das waren die Männer, die an die Spitze gehörten! Sie besaßen das Vertrauen, das für alle Unternehmungen entscheidend ist.

Als im Jahre 1916 an der Westfront, im Süden und im Südosten die Lage immer bedrohlicher wurde, rief man die beiden Feldherren. Hindenburg wurde zum Chef des Generalstabs und Ludendorff zu seinem ersten Generalquartiermeister berufen. Es war die höchste Zeit. An allen Fronten war die Widerstandskraft erschüttert. Keine Munition, ungenügender Nahrungsnachschub und schlechte Organisation im Innern! Das mußte zum Zusammenbruch führen. Hier konnte nur noch das rücksichtslose Durchgreifen eines Mannes und die Zusammenfassung aller Kräfte einen Erfolg versprechen. Die politische Führung hatte versagt. Die ganze Schwere der Verantwortung wurde durch diese Berufung von Hindenburg und Ludendorff übernommen. Die Aufgabe erschien fast unlösbar. Die militärische und die politische Lage war völlig verworren. Ein furchtbares Durcheinander herrschte überall. Nur eine übermenschliche Kraft und Energie konnte hier Ordnung hineinbringen. Aber es mußte geschafft werden!

Es gelang! In unermüdlicher Tatkraft und nie nachlassendem persönlichen Einsatz wurde die Zusammenfassung aller militärischen und wirtschaftlichen Kräfte des Volkes durchgesetzt. Die deutschen Fronten und das deutsche Volk standen in einem festgefügten Block. Den Höhepunkt dieser einzigartigen Leistung aber bildete die gewaltige Offensivschlacht im Jahre 1918. Es war den deutschen Armeen gelungen, bis tief in das feindliche Hinterland einzudringen.

Doch die Hoffnung auf den Endsieg wurde vernichtet. Im eigenen Lande führten Landesverrat, Parteienpolitik und bolschewistische Hetzer den Zusammenbruch herbei. Die Front stand unerschüttert! Die Soldaten des großen Krieges hatten bis zum Letzten ihre Pflicht getan. Da fielen ihnen die Verräter in den Rücken.

Am 24. Oktober 1918 wurde die Abdankung Ludendorffs erzwungen. Kurze Zeit darauf führte im November die Revolte der Vaterlandsverräter zum Bürgerkrieg. Das war das Ende! Deutschland schien der Vernichtung und dem völligen Untergang preisgegeben.

Der Feldherr des großen Krieges, General Ludendorff, aber gab den Kampf für Deutschland nicht auf. Sein ganzes Leben hatte er in den Dienst der Nation gestellt. Es gab für ihn, für seine Arbeit, für seinen Einsatz und für seinen Kampf nur ein Ziel: Deutschland!

An der Seite des Führers und in den Reihen der Kämpfer für ein neues Deutschland war sein Platz. Am 9. November 1923 endete der Marsch dieser jungen Front an der Feldherrnhalle. Der Marsch der Idee ging weiter. Das Gewehrfeuer an der Feldherrnhalle in München konnte die nationalsozialistische Bewegung nicht aufhalten. Im Sturmschritt kämpfte sich die Bewegung vorwärts und riß das Volk mit sich! Der Glaube an Deutschland wurde wieder in alle Herzen gepflanzt, die vielleicht schon verzweifelt waren. Das deutsche Volk folgte dem Ruf der nationalsozialistischen Bewegung! Es gewann den Glauben an sich selbst zurück.

Heute blicken wir wieder mit Stolz auf die neuerstandene Wehrmacht. Ihr hatte damals die ganze Arbeit Ludendorffs gegolten. Das deutsche Volksheer steht. Die ganze Nation bildet eine große Volksgemeinschaft. Unsere Grenzen sind gesichert. Die Freiheit unseres Volkes ist unantastbar! Deutschland ist wieder stark und frei!

Der Feldherr Ludendorff ist zur ewigen Ruhe eingegangen. Aber er konnte noch den stolzen Aufstieg seines Volkes und der neuen Wehrmacht sehen. Diesem Ziel hatte sein ganzes Leben gegolten! Schon als Zwölfjähriger kam er auf die Kadettenanstalt. Er war ein vorbildlicher Kamerad und ein glänzender Schüler. Als Leutnant trat er zur Infanterie. Bereits mit 30 Jahren wurde er als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen. So führte sein Weg immer weiter nach oben, bis er im Weltkrieg durch seine unerhörten Leistungen mit an die höchste verantwortliche Stelle gerufen wurde. Seine Leistungen als Feldherr werden mit der Geschichte des großen Krieges untrennbar verbunden bleiben.

Pflichterfüllung bis zum Äußersten, Unerschrockenheit und Mut waren neben seinem überragenden strategischen Können die Eigenschaften, die ihm als Feldherrn das Vertrauen des ganzen Volkes erobert hatten. Diesem Volk hat er seine Arbeit und sein Leben geopfert, und er konnte in seiner Sterbestunde in dem ruhigen Gefühl scheiden, daß das deutsche Volk seine Zukunft meistern wird.

Der Feldherr ist tot! Der Ruhm seiner Taten aber wird bis in die fernsten Zeiten dringen, solange unser Volk lebt! Roland.



Erich Ludendorff

Eine Zeichnung für „Hilf mit!“ von Paul Klose, Berlin

HELLMUT SCHWATLO:

„Almani Marschallah“ – der

Vom Kalenderblock des Kriegsjahres 1915 sind die ersten schwarzbezifferten Märzblätter heruntergerissen. Das bedeutet für Persien, das alte, geheimnisvolle Land des Sonnenlöwen, die Wiederkehr unbarmherziger Hitze. Schon zu Beginn des Februars war der Frühling ins Land gekommen; doch die Sonne hatte sich noch zurückgehalten. Sie wartete Jahr um Jahr auf die Ankunft des Märzes und sandte erst dann ihre glühenden, brennenden Strahlen.

An dem Tag, an dem dieses Mal die Glutsonne hervorbricht, taucht im Hafen von Buschir, der wichtigsten Küstenstadt am Persischen Golf, ein britisches Kriegsschiff auf. Es ist keiner jener großen Schlachtkreuzer, deren drohende Pulverrohre, zu einem todspeienden Schutzgürtel aneinander gekettet, den Schiffsbauch wie ein Panzerhemd umschließen. Ein bescheidener Hilfskreuzer ist es, der im Ernstfall auf dem sich endlos breitenden Schlachtfeld der Ozeane als G l i e d einer Kette feuernder Schiffe seine Stimme erheben wird. Die Perser, die im Hafen herumlungern, schauen dem englischen Kriegsfahrzeug beinahe gleichgültig entgegen. Sie haben aufgehört, sich darüber zu wundern, daß die Engländer sich in den Städten des Persischen Golfs und bis weit hinein ins Land breitmachen. Sie murren zwar noch hin und wieder. Aber sie tuen es nicht offen. Sie wissen, daß die englischen Eindringlinge Mittel und Wege kennen, um unliebsame Eingeborene mundtot zu machen. Nur ein paar Angehörige der Tengistani, einem im hinteren Küstenland beheimateten freien Stamm, beobachten mit sichtbarem Interesse die Ankunft des fremden Kriegsschiffes. Sie wissen, daß sich Sajer Kheser Khan, der in Ahram in einer festen Burg residierende Fürst der Tengistani, für alles interessiert, was in Buschir geschieht. Sie werden es Kheser Khan melden.

Die Aufgabe aber, die das Kriegsschiff hat, kennt keiner der Einheimischen. Nicht einmal die Angehörigen der englischen Kolonie in Buschir wissen davon. Nur die engsten Vertrauten des britischen Residenten Sir Percy Cox sind darüber unterrichtet. Das Schiff soll Gefangene nach Indien in britisches Gewahrsam bringen! — Gefangene! Sir Percy Cox ist noch nicht ganz wohl bei dem Gedanken, die beiden Deutschen, um die es geht, Gefangene zu nennen. Denn noch ziehen sie frei und ungehindert über unwegsame Gebirgspässe in Richtung Schiras, der Hauptstadt der südpersischen Provinz Fars zu. Aber der Plan, wie man sie in britische Gewalt zu kriegen hofft, liegt schon in allen Einzelheiten fest. Die Falle, die auf die Ahnungslosen wartet, kann jeden Augenblick zuklappen.

Die beiden Deutschen, die das britische Kriegsschiff an Bord nehmen soll, sind der Konsul Wilhelm Waßmuß und der in Bagdad beheimatete Arzt Dr. Lenders. Sie sind unterwegs nach Schiras. Dort wird Waßmuß seinen Posten als deutscher Konsul antreten. Und eben das wollen die Engländer verhindern; denn Sir Percy Cox kennt Waßmuß. Vor Kriegsausbruch haben sie beide in Buschir häufig Besuche und Gedanken ausgetauscht, der eine als deutscher Vizekonsul, der andere als britischer Resident und Generalkonsul. Cox hat den Deutschen schätzen gelernt. Er weiß von dessen Fähigkeiten, und er glaubt auch die Gefahr zu kennen, die er als deutscher Konsul auf einem so wichtigen Posten im neutralen Persien für England darstellt. Kurzum: England fürchtet den Einfluß des Deutschen auf die persischen Machthaber.

Darum hat Cox vorgebeugt. Westlich von Buschir beherrscht ein Khan mit dem Namen Haider das Küstengebiet von Bender Rig. Viel Geld ist schon aus den englischen Taschen in die Kassen Haider Khans gewandert — viel Geld, das Haider für seine zahllosen Fehden mit den Nachbarkhanen verwendet hat. Durch das Gebiet dieses Stammesfürsten muß Waßmuß seinen Weg, den südiranischen Gebirgszügen entlang, nehmen. Das weiß Cox, und darauf baut er. Eine wahrhaft fürstliche Summe schwerwiegender englischer Pfunds hat er Haider Khan geboten, wenn er die Deutschen, vor allem Waßmuß, den Engländern ausliefert.

In die Falle gegangen

Nur wenige Eingeborene, Träger und Treiber, gehören zu der kleinen Karawane, mit der Waßmuß in der ersten Märzhälfte 1915 das von Haider Khan beherrschte Gebiet betritt. Die mittägliche Glutsonne, die im südpersischen Küstengebiet, dem sogenannten „Heißen Land“, besonders sengend brennt, zwingt zu früher Marschruhe. Das kleine Dorf Tadj Maleki hat der Konsul als Rastplatz ausersehen. Er ist nicht wenig erstaunt, als ihm die Dorfbewohner den Lagerplatz kurzweg verweigern. Bisher sind Waßmuß und seine Begleiter überall wie wirkliche Freunde des Landes aufgenommen worden; man hatte sie gern und gut bewirtet und ihnen beim Abschied stets bewaffneten Schutz landeinwärts bis zum benachbarten Stammesbereich mitgegeben. Zunächst glaubt Waßmuß daher an ein Mißverständnis. Er



Übersicht über Iran und seine Nachbarstaaten — Zeichnung: Peter Ponta

Engländerschreck



Konsul Wilhelm Waßmuß während des Weltkrieges — Aufn.: Niedermayer

versucht zu verhandeln. Aber es geht nicht. Die Dörfler lehnen jede Unterredung ab und nehmen eine geradezu kriegerische Haltung ein. Mit Knütteln und Keulen, mit Gewehren und Äxten bedrohen sie in wilden Reden die Deutschen. Aus dem Wirrwarr der Beschimpfungen und Drohungen entnimmt Waßmuß, daß man ihn zwingen will, unverzüglich zum nächsten der Küste zu gelegenen Ort weiterzuziehen. Notgedrungen folgt er der Weisung. Mißtrauen und Unruhe in ihm wachsen, je mehr sich die Karawane dem Nachbardorf und damit der von England militärisch bewachten Küste nähert.

In Bahmiari, dem bezeichneten Ort, werden die Deutschen dann aber festlich empfangen. Der Dorfälteste eilt ihnen entgegen und begrüßt sie unter feierlichen Schwüren, alles zu tun, was den Gästen das Leben erleichtere. Übereifrig und -höflich führt er sie zu einem guten Lagerplatz eingangs des Dorfes. Waßmuß fühlt sich trotz allem nicht wohl. Die Schwüre des Dorfhäuptlings sind ihm zu hochtrabend, sie scheinen ihm unwahr. Auch die Versicherung des Alten, Haider Khan habe nichts angeordnet, läßt Waßmuß keine Ruhe. Er selbst hat ja nicht nach einem solchen Befehl gefragt! Wozu also diese Versicherung?

Als es Abend wird, stellt Waßmuß fest, daß die männlichen Dorfbewohner, größtenteils mit Gewehren bewaffnet, wie unbeteiligt rings um das Lager der Karawane herumhocken. Das ist die Gewißheit: er ist mattgesetzt. Die englischen Fangarme haben ihn gepackt. Das Land, in dem er Freunde für Deutschland zum Aufstand gegen den Kriegsfeind England gewinnen wollte, wird er als Gefangener verlassen.

Unruhig durchkreuzt Waßmuß das Zelt hin und her. Seine Gedanken kreisen um die eine Frage: Kann er noch aus der Falle heraus? Nach menschlichem Ermessen gibt es kein Entrinnen. Die draußen sind an die Hundert, die drinnen zu zweit. Aber der Gedanke, in der Nacht oder am Morgen abgeholt und in englische Gefangenschaft gebracht zu werden, vertreibt solche Vernunftsgründe. Waßmuß will die Flucht wagen und sich ins Gebirge zu den ihm befreundeten Kaschgais durchschlagen. Von dort — so hofft er — kann er dann mit berittenen Stammeskriegern zurückkehren und Dr. Lenders befreien.

Die kleine Spanne zwischen Tag und Nacht, in der der Mond hinter seinem Wolkenvorhang den Augenblick seines Auftritts erwartet und die Erde in tiefster Dunkelheit liegt, wählt Waßmuß zur Ausführung seines Plans. Durch die Hinterwand verläßt er das Zelt — ohne Waffen, ohne Geld und ohne Proviant. Überall im Umkreis hocken die Wachen und brüten still vor sich hin; das Glück will es, daß einige der Männer sogar eingeschlafen sind. Waßmuß setzt alles auf eine Karte. Auf dem Bauche kriechend, kommt er an zwei solchen Schläfern vorbei und erreicht so eine hochgrasige Wiese, die ihm Schutz gewährt. Maulwurfsgleich wühlt er sich durch das Gras einen Fluchtweg.

Ehe der Mond die Wolken wegschiebt, liegt die gefährlichste Strecke hinter Waßmuß. Ein Palmengarten bietet Schutz. Von dort geht es dann weiter, dem rettenden Gebirge zu. Er gönnt sich keine Ruhe, keine Rast; er will die Kaschgulis finden und mit ihnen Lenders befreien! Stundenlang sucht er, erklimmt Hügel und Hügel. Verletzungen, die er sich beim Klettern holt, kümmern ihn nicht. Aber schließlich muß er erkennen, daß er immer noch in Haider Khans Machtbereich ist. Das Gebiet der Kaschgulis liegt mehr als eine Tagesreise entfernt. Wenn er sich nicht einer erneuten Gefangennahme aussetzen will, muß er den Plan, Lenders zu befreien, aufgeben. So macht er sich allein auf den Weg. In Schiras will er dann alle Hebel in Bewegung setzen, um den Gefährten wieder freizubekommen.

Die Nachricht von seiner geglückten Flucht läuft dem einsamen Wanderer wie eine Freudenbotschaft voraus. Über Nacht wird der Name „Waßmuß" bekannt und berühmt. Waßmuß, das ist der große Deutsche, der den englischen Eindringlingen entkommen ist. Waßmuß, das ist der große Krieger, der Tapfere, der Weise. Waßmuß hier — Waßmuß dort. Die Einzelheiten seiner Flucht werden von Märchenerzählern ausgeschmückt. Mit der Freude über die gelungene Flucht wächst der Haß gegen die Engländer.

Als Waßmuß nach übermenschlichen Anstrengungen, zerlumpt und ausgehungert, schließlich in Schiras anlangt, ist die ganze Stadt auf den Beinen. Der „große Waßmuß" soll wie ein Fürst empfangen werden. Zu seiner großen, schmerzlichen Überraschung muß er erfahren, daß er für Dr. Lenders nichts mehr tun kann. Der Arzt befindet sich bereits in einem britischen Gefangenenlager in Indien. Gleich am Morgen nach der abenteuerlichen Flucht des Konsuls waren die Abgesandten Haider Khans erschienen, um die Deutschen abzuholen und auf das englische Kriegsschiff zu bringen.

Eine Provinz in Aufruhr

Der Plan von Sir Percy Cox ist also gescheitert. Waßmuß ist frei. Und mehr noch: sein Name ist bis ins kleinste persische Dorf gedrungen als der Name eines großen Deutschen, der die Perser liebt und den die Engländer hassen. Kaum hat sich Waßmuß in Schiras festgesetzt, da spüren die Engländer schon seine Kraft. Die Unruhe in ganz Südpersien, vor allem in der weiten Provinz Fars, wächst von Tag zu Tag. Jede Nachricht von der Verhaftung eines Deutschen durch Engländer schürt das Feuer des Aufruhrs. Der britische Machthaber von Buschir weiß sich keinen Rat mehr. Er verstärkt die englische Besatzung und befestigt die Stadt.

„Die Engländer bauen persische Städte zu britischen Festungen aus!" Diese Kunde läuft von Mann zu Mann, von der Küste bis tief hinein in die iranische Hochebene. Sie überklettert das Gebirge in Windeseile, sie wird zum Alarmruf. Die bisher noch unschlüssigen Stammesfürsten schicken zu Waßmuß. Er soll ihnen seinen weisen Rat schenken. Er soll helfen.

Der Deutsche sieht seine Pläne Wirklichkeit werden. Er verläßt Schiras. Tag und Nacht ist er unterwegs. Er spricht mit Sajer Kheser Khan, dem mächtigen Fürsten der Tengistani, mit Scheich Hussein und mit Soulet ed Doule, dem weit und breit umworbenen Khan des großen, freien Volkes der Kaschgai. In den Stämmen ist der Groll gegen die englischen Eindringlinge längst zu nationalem Haß entflammt. Waßmuß nährt die Flamme und läßt sie zu offener Feindschaft emporlodern. Die Tengistani und

Kaschgais schlagen los. Ein erbitterter Kleinkrieg beginnt. Stoßtrupp auf Stoßtrupp bedrängt englische Posten und Patrouillen, wo immer sie sich zeigen. Waßmuß sagt sich vom Konsulat in Schiras los. Nun ist er ganz frei. Er bleibt Haupt des Aufruhrs, wird zum ungekrönten Khan aller Khane.

Die Engländer werden von Tag zu Tag unruhiger. Nicht nur in den britischen Niederlassungen in Persien — auch in London sieht man verstörte Gesichter, wenn der Name „Waßmuß" fällt. Indien ist bedroht, Indien, das Kronjuwel der britischen Kolonien. Aber Sir Percy Cox, der Resident am Persischen Golf, hofft weiter auf die Macht des Geldes. Er wird diesen Waßmuß, diesen „Engländerschreck", schon noch mattsetzen. Er setzt auf den Kopf des Deutschen eine hohe Geldprämie aus. Aber es findet sich kein Judas.

Der britische Generalstab steht vor einem Rätsel. Dem Engländerschreck ist nicht beizukommen. Die ganze Provinz Fars, die größer ist als Frankreich, führt gegen England Krieg. Werden die persischen Freischaren bis an die indische Grenze vorrücken? Diese Frage hängt drohend über der Zukunft. Aus Vorsicht werden rings um Persien die Truppen verstärkt.

Schließlich erhält ein erfolgreicher General mit einer auf das modernste ausgestatteten Armee den Befehl, in Persien einzumarschieren. Er soll Schiras besetzen. Der Kleinkrieg des sagenhaften Waßmuß zwingt ihn zu einem Umweg von mehr als 1000 Kilometer. Nur unter Mühsalen und Strapazen kann er Schiras erreichen. Und dort sitzt er fest. Er kann die Verbindung mit der in Buschir stehenden englischen Besatzung nicht aufnehmen. Zwischen den beiden englischen Heeren steht Waßmuß und sperrt mit seinen Gebirgsvölkern die Straße.

Die Engländer erhöhen die Kopfprämie. Umsonst. In den Reihen der Perser steht kein Verräter, obgleich schon die Hälfte der ausgesetzten Summe den gewünschten Judas zum reichsten Mann der Provinz gemacht hätte. Wie sehr die britische Heeresleitung Waßmuß fürchtet, beweisen die von den Engländern verwendeten Generalstabskarten. Auf ihnen findet sich der Name des Deutschen als Gebietsbezeichnung für das ganze aufrührerische Südpersien.

Waßmuß bleibt unbesiegt. Alle Anstrengungen des Gegners sind umsonst. Erst als die Engländer nach dem europäischen Waffenstillstand die Ortschaften der zu dem Deutschen haltenden Stämme mit Flugzeugen bombardieren, verläßt der Freischarführer seine Freunde. Mit einem deutschen Gefährten, der aus russischer Gefangenschaft zu ihm gestoßen ist, versucht er, sich nach Teheran zur deutschen Gesandtschaft durchzuschlagen. Unterwegs gerät er vorübergehend in englische Gefangenschaft; aber er kann wieder entfliehen. Schließlich stellt er sich auf Grund englischer Zusicherungen den Gegnern zur Verfügung. Man hat ihm freies Geleit in die Heimat versprochen. Aber die Engländer halten ihr Wort nicht. Wie ein Gefangener wird er über allerlei beschwerliche Umwege nach Deutschland geschafft. Knapp ein Jahr nach Kriegsschluß, im September 1919, ist er endlich wieder in seiner niedersächsischen Heimat.

Als Landwirt im Iran

Das ist die Geschichte des deutschen Helden Wilhelm Waßmuß, der, fern von der Heimat, in unzugänglichen Gebirgsketten und schroffen Schluchten des persischen Berglandes für die große Sache Deutschlands gekämpft und gelitten hat. Damit jeder weiß, wie es ihm weiter erging, sei hier noch in Kürze sein späteres Schicksal erzählt:

Im Nachkriegsdeutschland hält es Waßmuß nicht lange aus. Er kehrt nach Persien zurück. Dort will er seinen Freunden auf andere Art helfen. Er will sie in der neuzeitlichen Bestellung des Bodens unterrichten. Aber Sajer Kheser Khan und viele andere sind inzwischen in den weiteren kriegerischen Wirren oder in persönlichen Fehden gefallen. So stößt er jetzt überall auf Mißtrauen und Mißgunst. Sieben Jahre arbeitet er auf einer von ihm errichteten Farm in der brütenden Hitze Persiens als Landwirt. Doch er erntet nichts als Undank. Da gibt er es auf. Er fährt heim nach Deutschland. In Berlin bittet er wieder um Verwendung im diplomatischen Dienst. Man stellt ihm ein Konsulat in Aussicht. Da beendet am 29. November 1931 ein Herzschlag das Leben des Einundfünfzigjährigen.

Deutschland verlor mit Waßmuß einen Helden. Als er starb, kannten ihn nur wenige in Deutschland. Um so mehr aber erzählte man sich von ihm in England und Persien. In Persien sprachen sie von Waßmuß — dem „Almani Marschallah" (dem deutschen Feldherrn); in England dachte man mit Furcht und Achtung an Waßmuß — den Engländerschreck. Doch wir alle wollen die Erinnerung an ihn wachrufen und wachhalten, er soll unter uns leben als der große Deutsche, der ganz allein dem ganzen britischen Weltreich vier lange Jahre erfolgreich getrotzt hat.

Rote Plakate rufen!

24. Februar 1920. Über München ertönen die Sirenen der Fabriken. Sie rufen zum Feierabend. An allen Werkbänken ruht wie mit einem Schlag die Arbeit. Nur hier und dort schallt noch einmal der metallene Klang eines Hammers durch die Hallen. Die Maschinen halten ein in ihrem ununterbrochenen Tageslauf. Eine tiefe Ruhe breitet sich aus. Unheimlich beinahe und beängstigend. Der plötzliche Übergang vom Gekreisch, Lärm und Gedröhn mag daran schuld sein.

In den Umkleideräumen ist es jetzt lebendig geworden. Aber es ist nur ein dumpfes Rumoren. Kaum ein Scherzwort zerreißt diese niedergedrückte Stimmung. Der Arbeitstag hat alle Kräfte der Männer verbraucht. Matt und abgestumpft sind sie. Was erwartet sie schon zu Hause! Die Frau und die Kinder. Bleich, abgehärmt sind sie alle. Jeden Tag dasselbe. Immer die Not und das Elend vor Augen. — Zwei Jahre sind es jetzt her. Ja, vor zwei Jahren war der Krieg zu Ende. Dann kam die Revolte, die sie stolz „Revolution" nannten. Irgend etwas schien nicht zu stimmen mit der versprochenen „Freiheit und Gleichheit"!

Gleichgültig und teilnahmslos strömen die Männer aus den Fabriktoren. Einzeln, zu zweien und in kleinen Gruppen treten sie auf die Straße und verlieren sie sich in der großen Stadt.

*

„Hallo, Anton, gehst auch hier 'nunter?"

„Ah, das war doch der Gustl. Ein feiner Kerl", denkt Anton, „verliert nie den Humor. Dabei hat er selbst kaum etwas zu beißen."

„Ja, komm schon, da können wir zusammen geh'n. Du wohnst doch jetzt auch da draußen bei mir. Stimmt es nicht? Mit dem Fahrrad wär es schon besser. Ist ein endlos langer Weg zu Fuß."

„Ich bereu es trotzdem nicht, daß ich 'raus bin aus dieser Steinwüste. Mit dem weiten Weg hast' schon recht. Aber so hat man doch wenigstens etwas und wenn es nur Himmel, Wolken und freie Luft sind."

„Mir ist es auch mehr wert als eine Lohnzulage. Das heißt, gebrauchen könnten wir's ja schon. Aber ...!"

„Lohnzulage! Haha! Die machen sich die Herren dort oben in den Gewerkschaften allein!"

„Da schau einer her! Seit wann redest du denn so? Ich kann ja die Burschen auch nicht leiden. Ist aber immer noch besser, als wenn wir ganz auf uns allein gestellt wären. Dann würden wir noch mehr ausgepreßt."

„Mir kann keiner mehr etwas vormachen. Schwindel, Schwindel und nochmals Schwindel! Ich glaub kein Wort mehr."

„Da sind wir ja mitten in die Politik hineingeraten! Eigentlich hatte ich mir geschworen, alles laufen zu lassen, wie es gerade läuft. Wollt mich um nichts mehr kümmern. Nur manchmal, du, dann möcht ich am liebsten ..."

„Was gibt's denn da?"

„Wo?"

„Irgendein Plakat wieder an der Säule."

„Scheint sogar etwas Besonderes zu sein!"

„Ist doch nur so ein roter Wisch von unseren Herren „Genossen"."

„Versprechen uns sicher mal wieder goldene Berge."

„Oder sie rufen uns gegen irgendeinen bürgerlichen Verein zum Appell. Dabei sind die froh, wenn sie fromm und bieder unter sich bleiben können. Sollten denen doch ruhig ihren Mummenschanz gönnen!"

„Recht hast' schon."

„Mensch, das ist ja etwas anderes!"

„Wieso?"

„Na, das sind andere."

„Red doch keinen Unsinn. Ist doch ein rotes Plakat."

„Also, komm her! Lesen wir schon mal."

„Na?"

„Junge, Junge!"

„Das haut hin, was?"

„Wie heißen denn die?"

„Da steht es doch: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!"

„Die stoßen ja gewaltig ins Horn."

„Von denen habe ich neulich schon einen Zettel in die Hand bekommen."

„Wer spricht denn da?"

„Hitler heißt der!"

„Hitler? Kenn ich nicht!"

„Der spricht ja heute abend. Da steht es, am 24. Februar 1920 im Hofbräuhaus. Scheinen sich allerlei zuzutrauen, die Burschen!"

„Wer soll da schon hingehen. Denen hauen sie doch höchstens die Jacke voll."

„Das ist gar nicht so dumm, was die hier schreiben. Neulich auch, auf dem Handzettel, haben ganz recht. Betrogen hat man uns. Und wie!"

„Genau dasselbe haben uns die andern vorher auch erzählt. Das wird genau so ein Schwindel sein. Einmal und nicht wieder. Ich hab' genug!"

„Anhören möchte ich es mir trotzdem."

„Was sollen die schon besser machen!"

„Aber Mut haben die Kerle doch, du, muß schon etwas dahinter stecken."

„Naja."

„Willst du nicht mitkommen?"

„Ich? Nein, mein Lieber!"

„Du scheinst ja mit allem ganz zufrieden zu sein!"

„Das nun auch wieder nicht, im Gegenteil."

„Na also! Red nicht lange. Können dann wenigstens ein Bier trinken. Das wird's schon wert sein."

„Grüß dich Gott, heut abend denn!"

*

Am späten Nachmittag wurden in den Straßen Münchens Zettel verteilt. Rote Zettel. Die Bürger, die zum Abendschoppen gingen, schimpften. Die Roten konnten auch nie Ruhe geben. Solche roten Zettel nahmen sie natürlich nicht. Das hätte gerade noch gefehlt. — Aber beim zweiten Zettelverteiler ließen sie sich doch einen in die Hand drücken. Man konnte nie wissen. Vielleicht überfielen die Burschen einen noch. Was war auch schon dabei? Weshalb sollte man auch keinen Zettel nehmen? Lesen würde man ihn ja doch nicht. Das heißt, man konnte ja ruhig einmal sehen, was die da schreiben. Bei ihnen würden die Roten mit ihren Parolen ja doch kein Glück haben.

Am Stammtisch zogen dann alle mit wichtiger Miene einen roten Zettel aus der Tasche. Aha, die anderen hatten also auch einen Zettel angenommen.

Nanu! Was war denn das?

Betroffene Gesichter am Stammtisch.

Die Zettel stammten ja gar nicht von den Roten! Ja, gab es denn das überhaupt? Wie nannten die sich? Da stand es ja: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!

Kennen wir doch gar nicht.

Und wer spricht da heute abend?

Hitler!

Hitler?

Von dem haben wir doch nie etwas gehört. Ach, richtig, an den Anschlagsäulen waren auch die roten Plakate. Einer hatte sie gelesen. Sollte gar nicht so dumm sein, was die schrieben.

Aber das waren Sozialisten. Da stand es doch. Ob man nicht trotzdem einmal hingehen sollte?

Wer hatte das gesagt?

Da würde es doch sicher Mord und Totschlag geben. Ausgeschlossen!

So, einer von ihnen wollte doch hingehen? Na schön, sollte er. Das war doch Unsinn!

Wo sollte denn das überhaupt sein? Im Hofbräu? Komisch. Wer sollte denn da hingehen! Der Saal war doch viel zu groß. Na, auf eine Pleite mehr würde es auch nicht ankommen. Morgen wäre die Partei sicher wieder verschwunden.

*

Gustl traf sich mit seinem Arbeitskameraden in der Dachauer Straße. Nun konnte es ja langsam zum Hofbräu gehen.

„Ist noch sehr zeitig", meinte er zum Anton.

„Voll wird es sicher nicht werden."

„Wenn wir gerade zum Beginn da sind, ist es früh genug."

„Du, sieh mal, wer da kommt!" ruft Gustl, und Anton staunt.

„Das ist ja unser Hauptbuchhalter aus dem Büro. Der wird zum Abendschoppen wollen."

„Nee, der geht auch schnurstracks aufs Hofbräu los."

„Das ist doch ein Nationaler, der geht bestimmt zu keiner ‚Arbeiterpartei'."

„Alles Schwindel", meint der Gustl. „Was soll das heißen: Arbeiterpartei! Die haben sich einen schönen Vereinsnamen ausgedacht. Sonst wird nichts dran sein."

„Sind aber allerlei Menschen hier draußen."

„Ja, draußen. Drinnen wird es leer sein."

„Also, los, rein! Da, der Buchhalter, tatsächlich!"

„Ja, gibt's denn dös a? Bombenvoll!"

„Donnerwetter!"

„Du, da links! Alles Rote!"

„Ruhig! Es spricht einer. Scheint schon angefangen zu haben!"

*

Das hätte sich keiner träumen lassen. Der Hofbräusaal überfüllt! Die Partei war doch ganz neu und auch den Redner kannte keiner. Wer war das überhaupt, der Hitler?

Eben kündigte der Versammlungsleiter ihn an. So, das war er also. Nun gut. Man konnte ja mal hören. Die Unruhe im Saal war immer mehr gewachsen. In der einen Saalhälfte schienen die Gegner zu sitzen, alles Rote. Es war ganz klar, sie wollten die Versammlung sprengen.

Schon ging es los. Das erste Handgemenge war im Gange. Schreien, Zwischenrufe! Doch es war schnell wieder ruhig. Hitler sprach ununterbrochen. Da, wieder ein Zusammenstoß. Eigenartig, wie schnell die Schreihälse zur Ruhe gebracht wurden. — Sie hörten sogar aufmerksam zu! Unglaublich!

Wovon sprach der Hitler? Aha, vom Programm der Partei. Das war tatsächlich interessant. Der erste Beifall!

Einfach verblüffend, was der Hitler da sagte! Wieder prasselte der Beifall los. Fünfundzwanzig Punkte. Bei jedem Programmpunkt fast steigerte sich der Beifall. Wo blieben denn die Roten? Was sagten denn die dazu? Es war wirklich unglaublich.

Alle hörten jetzt gespannt zu. Kein Zwischenruf mehr. Im Gegenteil. Drüben setzte sogar schwacher Beifall ein. Beifall bei den Roten! Das Unmögliche war möglich geworden. Das Wort hatte gezündet, die Idee alle gepackt.

*

Die Versammlung war zu Ende. Der Saal hatte sich schnell und ruhig geleert.

„Du, Anton!"

„Ja?"

Schweigend waren die beiden bisher nebeneinander hergegangen.

„Also, das hätte ich nicht für möglich gehalten!"

„Hast du gesehen, die Roten?"

„Ja, und unser Buchhalter auch."

„Waren überhaupt auch viel Bürgerliche und Arbeiter dort. War alles vertreten."

„Nationalsozialisten nennen sich die Neuen!"

„Endlich einmal anständige Kerle!"

„Die werden es schaffen, du, bestimmt!"

*

Hitler hatte seine erste Schlacht gewonnen. Die erste große Massenversammlung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei hatte gezündet. In den Fabriken, in den Werkhallen, Kantinen und Büros und auf den Straßen, überall sprang der Funke weiter von Mensch zu Mensch.

Die Hakenkreuzfahne rief sie zum Kampf. Der Marsch in die deutsche Zukunft begann. F. Wieshoff.

Not im Sudetenland

Der Wind, der unwirsch durch die finstere Winternacht fährt, wundert sich. Er kommt aus der Ebene, aus dem Süden, aus Böhmen, dort, wo die Tschechen auf dem fruchtbaren Boden sitzen. Er hat sich an Bäumen festgerannt, der Wind, sein Mantel aus stiebendem Schnee, blieb an Kaminen haken, er blieb in winkeligen Straßen stecken, und das alles nur, weil kein Licht in der heulenden, eisigen Winternacht leuchten wollte. Die Tschechen schliefen. Sie schliefen, weil sie es sich leisten konnten, zu schlafen, weil der Staat nur für sie da war, weil alle Vorteile und alle Vergünstigungen nur für die tschechische Minderheit dieses wild zusammengewürfelten Gebildes Tschechoslowakei geschaffen waren. Morgen kam ein neuer Tag, nun gut, die Herren in Prag würden schon dafür sorgen, daß trotz alles sudetendeutschen Geschreis den Tschechen die Früchte mühelos in den Schoß fielen.

Jetzt aber ist der Wind ins Bergland geraten. Er faucht durch fichtenschwarze Täler, er rast über Felder, an deren Rainen sich die Schneewehen türmen, er springt über Klippen und jagt Wirbel von Schneekristallen in die pechschwarze Luft. Und dennoch findet der Wind den Weg, denn überall brennen Lichter.

Der Morgen ist noch fern, es werden Stunden vergehen, ehe der Tag anbricht. Die Lichter brennen, die Sudetendeutschen wachen. Sie wachen im Erzgebirge und im Riesengebirge, sie wachen im Böhmerwald und in den mährischen Hügeln, sie wachen, weil sie wachen müssen. Wer schläft, arbeitet nicht. Wen der Staat verfolgt, wen er verjagen, vom Besitz vertreiben, wen er seines Volkstums berauben will, der hat keine



Streichhölzer, die vom deutschen Kulturverband hergestellt werden und zugunsten des Schulwerks verkauft werden. — Die Schachteln mit dem Barbarossabild wurden von den Tschechen verboten

Zeit, zu schlafen. Er muß arbeiten, muß wachen, spät in die Nacht hinein, vom frühesten Morgen an, lange Zeit, ehe der Hahn kräht und seine Hennen verschlafen glucksen. Die Not macht wach, die Not macht hart.

Wie ein Wächter liegt der Einödhof hoch oben im Gebirge. Ein rötliches Auge brennt in die zerwühlte Nacht hinein, ein Fensterauge, das so aussieht, als habe es sich rot geweint um die Not, die durch die Täler schleicht. Der Wind rüttelt an dem kleinen Fenster und jault durch die Ritzen, die mit Moos verstopft sind. Der Bauer in der Stube wirft einen kurzen Blick gegen das Fenster und seufzt. Das magere Feuer im Ofen kann die Kälte nicht bannen. Er ist wach, denn er muß in den Stall gehen und die einzige Kuh füttern, damit sie wenigstens etwas Milch gibt, trotzdem sie schon sehr alt ist.

Die Bäuerin sitzt dicht bei der Lampe und klöppelt. Ihre Augen sind tief über die Häkelei gebeugt, sie blicken scharf auf das Werk ihrer Hände, auf die Spitzen, die da entstehen. Niemand weiß, ob sie diese Spitzen wird verkaufen können, denn die Fabriken werfen billige Ware in Wagenladungen auf den Markt, aber wer arbeitet, hofft. Vielleicht kommt doch einer und bezahlt ein paar Kronen für das mühsame Werk ungezählter Stunden, für die Arbeit, die sie der Nacht und dem Schlaf abgespart hat.

„Weck die Kinder auf", sagt der Bauer und schlurft mit nackten Füßen in den heulenden Wintersturm hinaus. Die Frau nickt. Sie geht zu dem Bretterverschlag, in dem die drei Buben und das Mädchen zusammen schlafen. Sie rüttelt an den mageren Schultern. „Aufstehen", sagt sie, „aufstehen, es ist schon fünf!"

Die Kinder gähnen und fahren aus dem Bett. Sie schaudern in der grausamen Kälte, sie stecken rasch die Hände und das Gesicht in das eiskalte Wasser des alten Waschbeckens, sie ziehen sich die fadenscheinigen Kleider an. Sie reden nicht viel, sie verlangen auch kein Frühstück, denn sie wissen, daß das Frühstück längst von der Liste der notwendigen Mahlzeiten gestrichen ist. Der Mensch braucht nicht zu frühstücken, wenn kein Geld da ist, um das Frühstück zu bezahlen.

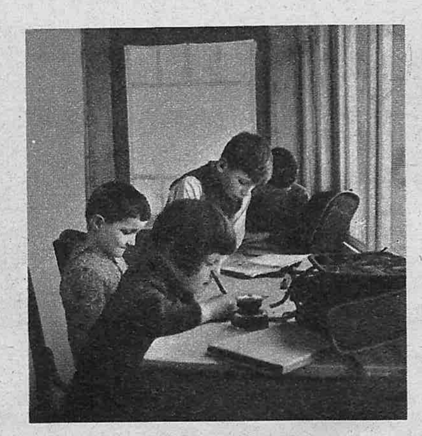
Darum sind sie auch alle blaß und dünn, darum frösteln sie armselig umher in der Stube, die nur den allernotwendigsten Hausrat aufweist. Manchmal wirft der kleine Joseph, der jüngste, einen begehrlichen Blick auf die Blechbüchse, in der das Brot liegt, aber er sagt nichts. Wenn sie nach Hause kommen, werden sie ein Stück Brot bekommen, vielleicht auch ein paar Kartoffeln. Jetzt nicht.

Das kleine Mädchen sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf der Bank und klöppelt ebenfalls, rasch und hastig, denn es ist nicht mehr viel Zeit bis zum Schulgang. Der Peter holt einen Eimer Wasser vom vereisten Brunnen und schlottert vor Kälte, als er hereinkommt, der Zweitälteste macht Brennholz klein.

So vergeht die Stunde rasch, und nun müssen sie sich in ihre fadenscheinigen Tücher hüllen, müssen die immer wieder geflickten Mützen aufsetzen, die Fäustlinge anziehen und die zerlöcherten Schuhe über die Füße streifen, denn nun heißt es, zwei Stunden lang zur Schule zu gehen. Schule ist gut und Schule ist notwendig. Das haben sie begriffen, das wissen sie. Dort unten in der Talschule steht ihnen die Welt offen, dort lernen sie das, was notwendig ist, um sie vielleicht einmal aus diesem Elend und dieser Not herauszureißen. „Gehen wir!" sagt der Peter. Dann öffnet sich die Türe, und nun müssen sie in die brüllende Nacht hinaus, in die Peitschenhiebe des Schnees und in die eisige Umarmung des Sturmes.

Der Wind fällt über sie her, daß sie taumeln. Sie ducken schaudernd die Köpfe und brechen sofort bis über die Knie in die Schneewehen ein, die die Nacht aufgehäuft hat. Wenn sie Schier hätten wie die reicheren Kameraden, dann wäre ja vieles besser. Aber Schier sind ein unerschwinglicher Luxus in der Bergbauernhütte. So müssen sie sehen, wie sie vorwärtskommen.

Der starke Peter arbeitet sich als erster durch den Schnee und die Nacht, die drei anderen folgen dicht aufgeschlossen. Auf den Feldern ist der Sturm



Bei den Schularbeiten im Schulhaus



Weit ist der Weg zur Schule für die Bergbauernkinder, aber dennoch gehen sie ihn Tag für Tag trotz Kälte, Nässe und Hunger

am schlimmsten, im Talwald wird es besser werden, doch ist der Schnee hier in Fuhren zusammengehäuft. Mühsam, Schritt vor Schritt, erkämpfen sie sich ihren Weg.

Während sie der Nacht und dem Frost ausgesetzt sind, steht der Vater zu Hause vor der Mutter. „Ich tu es nicht", sagt er. – „Schau", sagt die Frau, „wenn du die Kinder in die tschechische Minderheitenschule schickst, dann hat die Not ein Ende." Sie läßt die fleißigen Hände ruhen, sie blickt zu ihm auf, und in ihrem verhärmten Gesicht spiegelt sich die Hoffnung. „Die Tschechen geben den Kindern ein warmes Frühstück, sie geben ihnen Kleider, sie geben Geld und Unterstützung." – „Das ist Verrat", antwortet der Mann. „Was deutsch ist, muß deutsch bleiben." Und als die Frau noch etwas erwidern will, geht er hinaus.

*

Der Tag kommt grau und schneeschwer über das Gebirge. Überall auf allen Straßen wühlen sich Trupps von deutschen Kindern zu ihren deutschen Schulen. Es sind Kinder ohne Schuhe dabei, viele haben nichts Warmes im Leibe, manche haben keinen Mantel und keine Handschuhe. Sie wissen noch nicht ganz deutlich, um was es hier geht, aber sie schimpfen zu den Kindern hinüber, die in die tschechische Minderheitenschule gehen. Ein paar prügeln sich auf der Straße. Erst als die Türe des Schulhauses hinter ihnen zuschlägt, sind sie sicher. Hier gibt es keine Zweifel, hier gehören sie hin.

Als sie in ihre Schulstube treten, stoßen sie sich an, denn der Lehrer ist schon da und vor ihm liegen Pakete aufgestapelt. „Kinder", sagt er, „uns Sudetendeutschen geht es schlecht, das brauche ich euch nicht zu erzählen." Seine Augen glänzen seltsam, denn er weiß, daß die tschechische Schulbehörde ihn um dieses Satzes willen vom Amt jagen und einsperren wird, wenn sie ihn erfährt. „Aber heute", so fährt er fort, „kann ich euch eine Freude machen. Die Volksgenossen, denen es besser geht, haben gesammelt. Hier sind Pakete der sudetendeutschen Winterhilfe für euch. Ich werde die beim Namen rufen, die etwas bekommen." Nun treten sie einer um den anderen vor. Sie haben ihre Not in sich hineingefressen und haben sie geschluckt, trotzdem sie doppelt bitter war, weil es schien, als habe man sie vergessen. Jetzt aber fühlen sie sich wieder einbezogen in den großen Kreis ihres Volkes und wenn diese Gaben auch noch so geringe Tropfen im Meer ihrer Not sind.

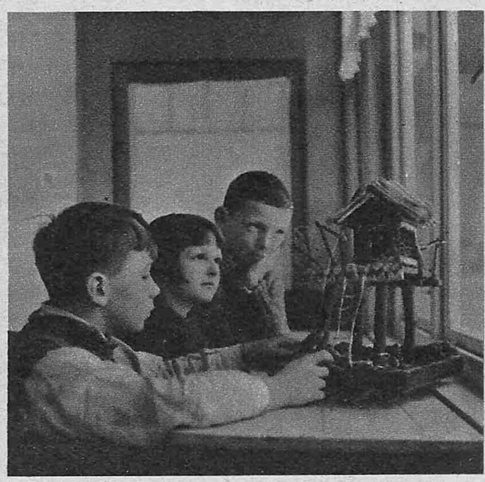


Nur wenige besitzen Schier; die meisten laufen mit zerrissenem Schuhwerk den weiten Weg zur Schule

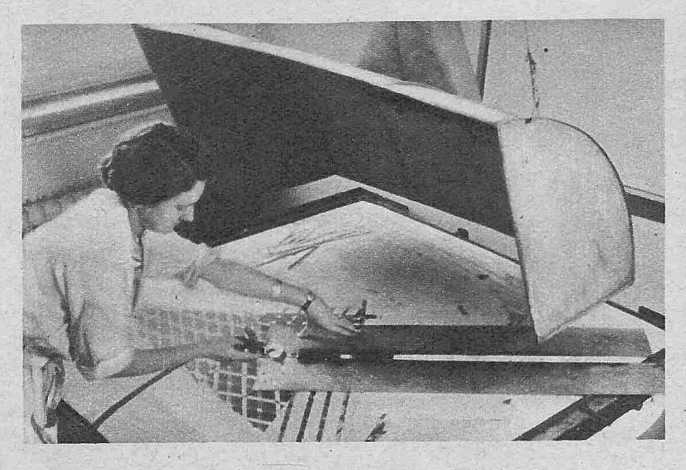
*

Da oben in der Bergbauernhütte sieht die Mutter mißtrauisch auf, als die Kinder mit den großen Paketen ankommen. „Wo habt ihr das her?" fragt sie streng. – Aber als sie erfährt, woher es stammt, legt sie den Kopf auf die Arme und weint los. Der Bauer lacht aus den Augenwinkeln, was er schon lange nicht mehr getan hat, denn da haben seine Kinder auf einmal warme Wollsachen bekommen, Schuhe, Hemden, und für ihn und die Bäuerin ist auch etwas abgefallen.

Viel später, in der Nacht, als die Bäuerin wieder an ihren Spitzen schafft und er selbst mit dem Messer an einer Holzfigur schnitzt, sagt er: „Es wird schon einmal besser werden, wir müssen nur durchhalten." Sie nickt und antwortet nichts, denn es heißt arbeiten, auf daß deutscher Boden deutsch bleibe.



Die Schule ist den Kindern ein Hort ihres deutschen Blutes, ihrer Heimat. Hier sind sie zu Haus Aufnahmen: Marlitt



Hier entsteht buntfarbiger Kleiderstoff. Die Farbe wird aufgespritzt



Ein buntes Band für das Kleid ist fertig gefärbt

Es ist noch kein Meister vom

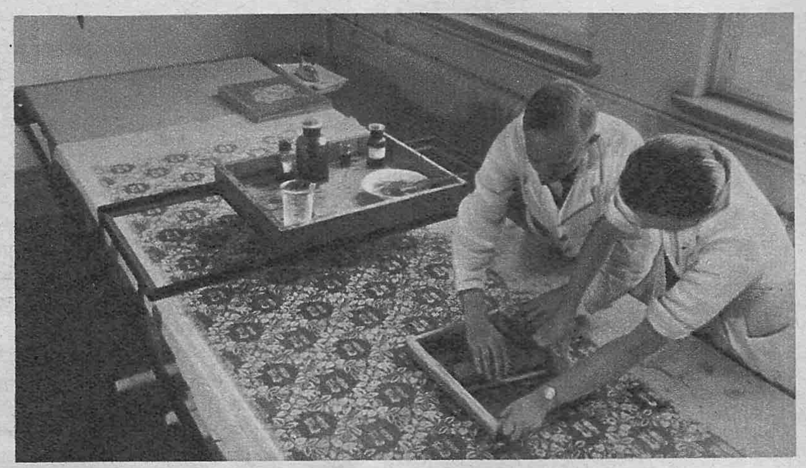


Stoff- und Kleidungsprobe durch Abstecken

Der alte Brinkmann aus der Tillmannstraße ist gestorben. Lange Jahre hat er als Tischlermeister recht und bieder seine Arbeit getan. Jeder in der Stadt kannte ihn. Wenn man vom Meister Brinkmann sprach, dann wußte jeder nur Gutes von ihm zu erzählen. Die einen lobten seine stete Menschenfreundlichkeit, die anderen seine Hilfsbereitschaft — alle aber waren sich einig in dem Urteil, daß er ein fleißiger und strebsamer Mensch bis zu seinem Tode gewesen sei. „Er hat stets rechte Meisterarbeit geleistet", so hieß es und das ist wohl die größte Anerkennung, die es für das Schaffen eines deutschen Menschen geben kann.

Nun war er tot, und wie es hieß, sollte sein Sohn das Geschäft übernehmen. „Hoffentlich redet er uns nicht zuviel in den Kram", meinte der seit 20 Jahren bei Brinkmann tätige Geselle Freytag zum zweiten Gesellen und Lehrling. „Er soll ja nicht viel vom Geschäft verstehen, weil er nie etwas richtig gelernt hat und bisher nur Flausen im Kopf hatte."

„Da steht es mit dem Sohn vom Henningsen schon besser", meinte der Zweite, „der hat wenigstens eine ordentliche Lehre gehabt und macht uns jetzt allen etwas vor." — „Ja, da hast du schon recht, wir sind ja beim alten Brinkmann auch ganz ordentlich rangenommen worden", meinte Freytag, „ich wäre froh, der junge Brinkmann hätte wenigstens soviel gelernt, wie wir bei seinem Vater."



Ein bunt und lustig bedruckter Stoff entsteht



Das Abformen der Büste

Himmel gefallen

Es herrschte eine recht gedrückte Stimmung in dem Geschäft des verstorbenen Brinkmann. Auch die Nachbarn sprachen schon darüber, was nun wohl aus dem Geschäft werden würde. Es sah trostlos aus. Manche sahen schon das gute alte Geschäft in der Tillmannstraße in Grund und Boden gewirtschaftet. Insgeheim hoffte der Altgeselle Freytag sogar, der junge Brinkmann würde ihm die Leitung des Geschäftes übertragen. Er hätte gern die Verantwortung auf sich genommen und die Kunden wären sicher dem Geschäft treu geblieben. Sie hatten alle den Freytag als einen tüchtigen Mitarbeiter des verstorbenen Meisters kennengelernt.

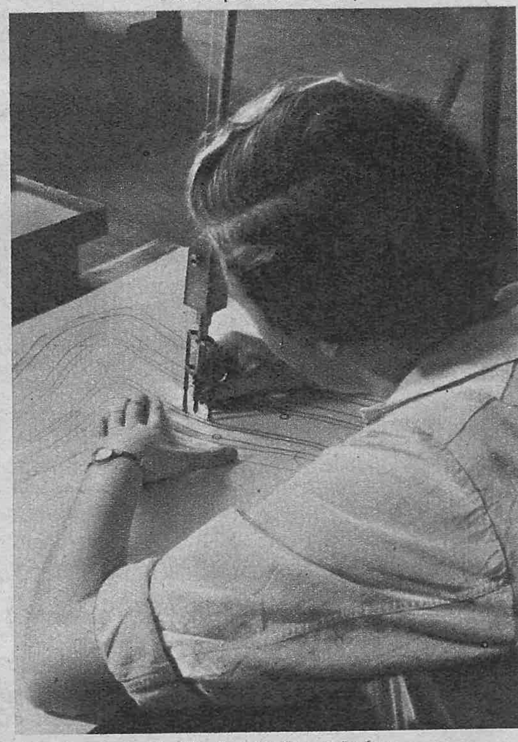
Das wäre vielleicht auch nach dem Sinn des jungen Chefs gewesen. Er hätte dann wenigstens nicht in der langweiligen kleinen Stadt zu bleiben brauchen. Bisher war er es gewohnt, in der Welt herumzufahren, sich um nichts zu kümmern, was mit Arbeit zu tun hatte, sondern nur das zu tun, was ihm Spaß machte. Lange Zeit hatte er sich auch überlegt, ob er sich mit dem Kram belasten soll, aber dann war plötzlich eine ganz neue Idee bei ihm aufgetaucht. Jetzt wollte er einmal richtig den Chef spielen und den Leuten beibringen, was Arbeiten heißt.

Kaum war der Gedanke bei ihm aufgetaucht, da setzte er ihn auch in die Tat um. Zuerst ging er einmal gegenüber zu dem Buchdrucker und ließ große Karten drucken, in denen er der Kundschaft mitteilte, daß er jetzt das Geschäft seines Vaters übernommen habe. In der nächsten Sonntagsnummer der Tageszeitung veröffentlichte er eine große Anzeige, durch die er das gleiche verkündete. Damit hatte er wohl erst einmal genug getan, um sich entsprechendes Ansehen zu verschaffen.

Am nächsten Tage rief er den Altgesellen Freytag in sein Büro und teilte ihm mit, daß von jetzt ab das Geschäft ganz anders aufgezogen werden solle. Diese und jene Neuerung müßte sofort eingeführt werden. Außerdem würde die Anschaffung neuer Maschinen erforderlich sein. Das Beste sei gerade gut genug, gleichgültig, was es koste. Er würde strengstens darauf achten, daß nur nach seinen Anweisungen gearbeitet werde.

Der Altgeselle wurde daraufhin sehr ernst und machte kein Hehl daraus, daß diese Veränderungen sicher nicht zum Besten des Geschäftes sein würden. „Wir haben unter dem alten Brinkmann zwanzig Jahre lang mit unserer Arbeit alle Kunden zufriedengestellt", wandte er ein, „die ganze Stadt wußte, daß man bei uns in der Tillmannstraße am besten kaufe. Unsere Möbel und die Sorgfalt unserer Arbeit wurden von niemand übertroffen."

Der junge Brinkmann aber ließ den Freytag jedoch gar nicht zu Worte kommen. Er wußte alles besser und war außerdem stolz darauf, jetzt als Chef befehlen zu können. „Wem es in meinem Geschäft nicht paßt, der braucht nicht bei mir zu arbeiten", sagte er, „und wer nicht bei mir kaufen will, der muß es eben bleiben lassen." Altgeselle Freytag schüttelte besorgt seinen Kopf. Er versuchte nochmals, dem jungen Brinkmann den ganzen Unsinn auszureden. Es war aber alles vergebens. Am liebsten hätte er auf der Stelle gekündigt. Aber dann dachte er wieder daran, daß er dem alten Brinkmann versprochen



Die Pausen werden gestochen

Aufnahmen: Archiv Handwerkerschule der Stadt Leipzig

hatte, im Geschäft zu bleiben und etwas auf die Arbeit zu achten. Die neuen Ideen des jungen Herrn wollten ihm jedoch gar nicht passen.

Auch in der Werkstatt herrschte nicht mehr die Fröhlichkeit bei der Arbeit wie früher. Alle sahen, daß es so nicht gut gehen konnte. Und tatsächlich ging das Geschäft auch von Tag zu Tag zurück. Den Kunden gefiel die hochfahrende Art des jungen Brinkmann nicht, sie blieben einer nach dem andern aus. Wenn sie den Altgesellen Freytag einmal auf der Straße trafen, dann sagten sie ihm gerade heraus, daß sie nie wieder das Geschäft be-

treten würden. „Ja, wenn es noch so wäre wie früher, würden wir gern wiederkommen", das war die allgemeine Meinung. „Es tut uns nur leid, daß auch Sie damit getroffen werden, Freytag", sagte man zu ihm, „warum machen Sie nicht selbst ein Geschäft auf. Wir würden bestimmt Ihre besten Kunden sein."

Lange Zeit gingen diese Reden dem Altgesellen durch den Kopf, aber er konnte sich nicht von dem alten Geschäft trennen. Eines Tages sagte der zweite Geselle zu ihm: „Hör' mal, Freytag, ich kann das hier nicht mehr mitansehen. Es wird ja von Tag zu Tag schlimmer. Bald kommt überhaupt kein Mensch mehr zu uns. Ich gehe zum nächsten Ersten." Freytag versuchte ihm das auszureden. Er gab jedoch seine Bemühungen bald auf, denn er mußte dem andern Gesellen recht geben.

Nach einem halben Jahr war es mit dem Geschäft soweit abwärts gegangen, daß es auch der Altgeselle nicht mehr aushielt. Er machte dem jungen Brinkmann nichts mehr recht und der „Chef" hatte jeden Tag etwas Neues herumzumeckern. So entschloß er sich endlich, zu kündigen und selbst ein Geschäft zu eröffnen. Es war ja nicht seine Schuld, wenn in dem alten Geschäft alles drunter und drüber ging. Er hatte sich wirklich alle Mühe gegeben, aber dem jungen, eingebildeten Brinkmann war ja nicht mehr zu helfen.

Die Werkstatt des Meisters Freytag erhielt bald in der Stadt einen guten Ruf. Viele Kunden des alten Brinkmann kamen zu ihm und wußten, daß er ihre Aufträge genau so sorgfältig und zuverlässig ausführen würde wie in dem alten Geschäft in der Tillmannstraße. Bei dem jungen Brinkmann ging es indessen immer mehr bergab. Die alten Kunden schüttelten die Köpfe und waren froh, daß der alte Meister Brinkmann nicht den Untergang seines soliden Geschäftes zu erleben brauchte. — Eines Morgens waren die Fensterläden des Brinkmannschen Geschäfts verschlossen geblieben und bald hatte es sich in der Stadt herumgesprochen: der junge Brinkmann ist pleite.

Soweit war es nun gekommen. Als schließlich alles über seinem Kopf zusammenbrach, hatte er einfach die Koffer gepackt und war davongefahren. — Altgeselle Freytag aber führte sein eigenes Geschäft ganz im Sinne des alten Brinkmann weiter, wie er es dort gelernt hatte. Er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit seinen Gesellen fleißig bei der Arbeit und in der ganzen Stadt wurde seine Tüchtigkeit gelobt. — Der junge Brinkmann aber hat es auch später in seinem Leben nie mehr zu etwas Rechtem gebracht.

*

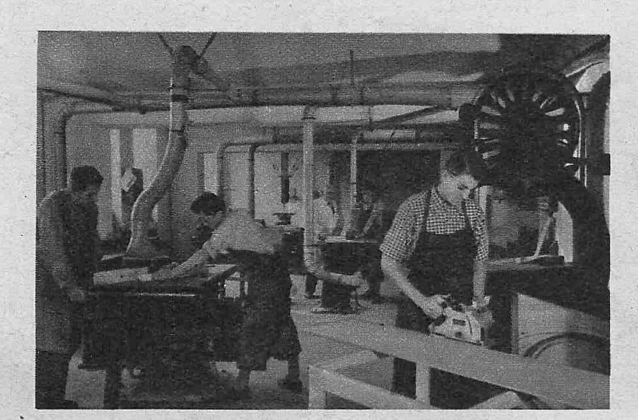
Es ist eben noch kein Meister vom Himmel gefallen. Das alte Sprichwort hat schon recht. Wer nie in seinem Leben etwas Ordentliches gelernt hat, kann es auch zu nichts bringen. Jeder muß seinen Beruf freudig ergreifen und mit ganzem Herzen bei der Sache sein. Jede Kleinigkeit muß erlernt und erarbeitet werden. Nur so kann jeder die enge Verbundenheit mit seinem Beruf erhalten, die erforderlich ist, um ihn auch voll ausfüllen zu können. Ein Beruf ist keine Spielerei und keine Nebensächlichkeit, sondern eine Aufgabe für das ganze Leben. Nur wenn jemand sein Handwerk und seinen Beruf gründlich und fleißig erlernt hat, kann er auch damit rechnen, einmal im Leben etwas Ordentliches zu schaffen. Deshalb ist eine sorgfältige Ausbildung und Lehrzeit auch das wichtigste.

Unsere Bilder zeigen das Wirken der großen Handwerkerschule der Stadt Leipzig. In dieser Schule wird die kunsthandwerkliche Ausbildung derer, die unser Heim schöner gestalten sollen, vorgenommen. So ganz anders sieht es auf solch einer Schule aus, als auf den sonstigen.

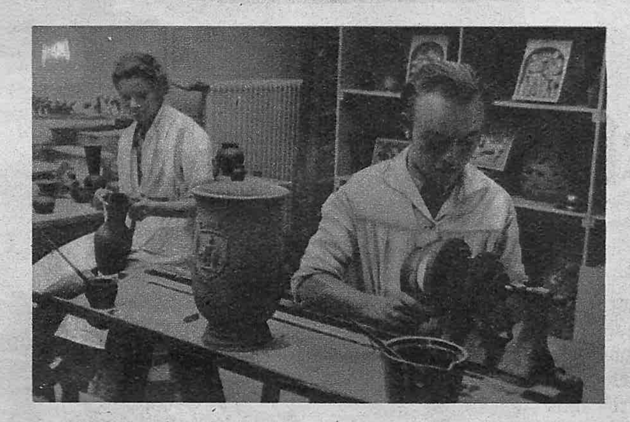
Hier gibt es riesige Werkstätten für alle kunsthandwerklichen Zweige. Denn ehe einer zum Beispiel Möbel, Schmuck, Stoffe und dergleichen entwerfen kann, muß er wissen, wie diese Dinge hergestellt werden und dies auch selbst können. Jede Klasse ist hier eine Welt für sich. Der Raumgestalter (Innenarchitekt) hat alles zur Verfügung: Tischlereimaschinen, Entwurfssäle und Holzlager. Eine Fabrik für sich ist die Werkstatt für Töpfereien und Keramiken. In eigenen Schlämmanlagen wird der Ton zubereitet, geformt und später gebrannt. Es sind viele Abteilungen und damit viele Werkstätten an einer solchen Schule.

Die Leipziger Schule, die erst vor kurzem neu hergerichtet und ausgestaltet wurde und nur eine von vielen anderen in Deutschland ist, umfaßt Ausbildungsstätten für Tischler, Maler, Bauhandwerker, Raumgestalter, Bühnenbildner, Gebrauchswerber, Gold- und Silberschmiede, Weben und Handarbeiten, Textildrucker und Färber, Keramiker, Holz- und Steinplastiker.

So umfassend sind die kunsthandwerklichen Berufe. Wer einen von ihnen ergreifen will, muß fleißig und strebsam arbeiten, denn: Kein Meister fällt vom Himmel.



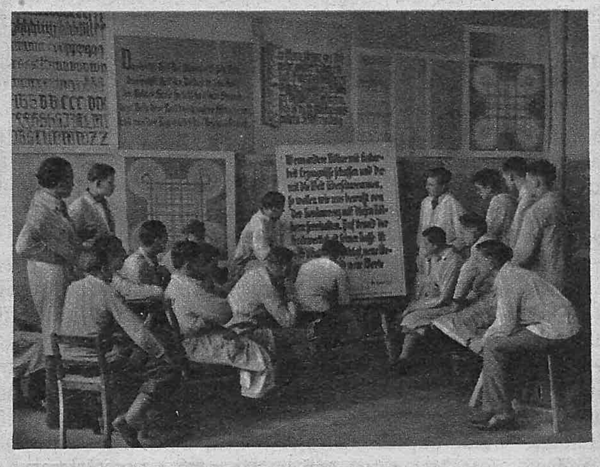
Tischler und spätere Innenraumgestalter müssen mit ihren Maschinen vertraut sein



Töne und Krüge erhalten ihren letzten Schliff



Gold- und Silberschmiede bei der Arbeit



Nach der Arbeit wird das Geschaffene strenger Kritik unterzogen

Ein neuer Wettbewerb der deutschen Jugend

Volksgemeinschaft-Schicksalsgemeinschaft

Deutsche Jungen und Mädel!

Eure Arbeiten für die beiden abgeschlossenen Wettbewerbe „Volksgemeinschaft — Wehrgemeinschaft" und „Volksgemeinschaft — Blutsgemeinschaft" haben allseitige Anerkennung gefunden.

Die Begeisterung und Arbeitsfreude, mit denen ihr tätig gewesen seid, haben den Reichswalter des NSLB., Gauleiter Wächtler, veranlaßt, für euch einen neuen Wettbewerb auszuschreiben.

Zeigt auch in diesem Wettbewerb, was ihr könnt!

Wieder gibt es schöne Preise!

Für die besten Arbeiten werden als Preise wieder Fahrten durch Deutschland mit Eisenbahn, Schiff und Auto einschließlich Verpflegung und Übernachtung ausgesetzt.

Faltboote, Fahrräder, Photoapparate, Ausrüstungsgegenstände für Jungvolk, HJ., BDM. gibt es zu gewinnen.

Bücher, Bilder, Musikinstrumente, Sportgeräte, Spiele, Jugendherbergsgutscheine und vieles andere sind als Anerkennungspreise ausgesetzt.

Alle guten Arbeiten werden in einer Ausstellung in ganz Deutschland gezeigt werden. Die Namen der Hersteller werden veröffentlicht.

Für besonders hervorragende Arbeiten wird den Einsendern nach Möglichkeit eine Studienförderung oder Förderung in der Berufsausbildung zuteil werden.

Wer kann sich Preise holen?

Jeder Junge und jedes Mädel deutschen Blutes bis zum Alter von 19 Jahren kann sich an dem Wettbewerb beteiligen und hat damit Aussichten auf einen der vielen ausgesetzten Preise.

Wer verteilt die Preise?

Die Arbeiten werden von einem Preisrichterkollegium beurteilt. Ihm gehören an:
die Reichswaltung des NSLB.,
das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda,
die Schriftleitung „Hilf mit!".

Was sollt ihr darstellen?

In diesem Heft von „Hilf mit!" findet ihr eine Erzählung „Döskopp verliert seinen Namen". Aus dieser Erzählung werdet ihr manche Anregung entnehmen. Und manches wird euch einfallen, worauf Döskopp und seine Kameraden nicht gekommen sind. Jeden Monat gibt euch eure Schülerzeitung neue Winke.

Es soll in dem Wettbewerb gezeigt werden, daß wir Deutschen auf allen Lebensgebieten schicksalsverbunden miteinander waren und sind.

Familiengeschichte, Ortsgeschichte, deutsche Vergangenheit und die Gegenwart zeigen uns diese Schicksalsgemeinschaft. Denkt daran, wie Schicksal gestaltet wird durch Hilfsbereitschaft, Kameradschaft, Unterordnung und Gefolgschaftstreue, Einigkeit und Wehrhaftigkeit. Versucht einmal darzustellen, wie andere Völker in Sitte und Brauch, Charakter und Art ganz andere Menschen umschließen. Denkt an die Schicksalsgestaltung durch unsere großen Deutschen. Wie anders würde unser Schicksal aussehen, wenn Deutschland nicht so viele große Männer hervorgebracht hätte. — Überlegt gut, und dann an die Arbeit!

Wie könnt ihr die Aufgaben lösen?

Die Abbildungen von Wettbewerbsarbeiten der beiden letzten Wettbewerbe werden euch viele Anregungen geben. Seht euch noch einmal den Sonderdruck „Volksgemeinschaft — Wehrgemeinschaft" an. Auch von dem letzten Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Blutsgemeinschaft" werden Abbildungen, die euch Anregungen geben können, erscheinen. Besprecht euch mit euren Lehrern, euren Eltern und Verwandten. Setzt euren Ehrgeiz darein, die besten Arbeiten anzufertigen.

1. Aufsätze und Erzählungen. In Form von Aufsätzen und Erzählungen könnt ihr aus dem Leben eurer Familie, eures Ortes oder auch aus dem Leben der Volksgemeinschaft die Schicksalsverbundenheit aufzeigen. Aus eigenen Erlebnissen könnt ihr schildern, wie euer Schicksal beeinflußt worden ist und wird vom Leben in der deutschen Volksgemeinschaft. Denkt einmal, wie anders euer Leben ohne die Arbeit des ganzen Volkes, ohne Schule, ohne Dörfer und Städte, ohne Fabriken, ohne Landwirtschaft, ohne Wehrmacht sich gestalten würde!

Die Arbeiten sind auf weißem Papier, Größe Din A 4, anzufertigen.

2. Zeichnungen, Plakate, Bilderbogen u. ä. Ein besonders weites Betätigungsfeld für den Wettbewerb bieten Zeichnungen, Plakate, Bilderbogen und statistische und graphische Darstellungen. — Die Entwicklung des deutschen Raumes, auf dem und von dem wir leben, die Entwicklung der Bevölkerungszahl, die deutsche Geschichte, das Winterhilfswerk, die NSV., der Aufstieg der NSDAP. sind z. B. Aufgabengebiete, die so recht unsere Schicksalsverbundenheit vor Augen führen.

Was wird in eurer Gemeinde hergestellt? Wohin gehen die Erzeugnisse eurer Gemeinde und wer verbraucht sie? Woher und von wem bezieht ihr alle die vielen Dinge für euren Lebensunterhalt? Bei der Bearbeitung dieser Themen werdet ihr feststellen, daß euer Ort in Arbeitsgemeinschaft mit ganz Deutschland lebt.

Wieviel Volksvermögen könnte durch Schadenverhütung, erhöhten Brandschutz usw. erhalten bleiben. Unser wirtschaftliches Schicksal würde dadurch erleichtert werden.

Wieviel Sitten und Bräuche haben sich noch von unseren Vorvätern her erhalten und zur Gestaltung unserer Art beigetragen.

3. Handfertigkeitsarbeiten. Durch Modelle, Plastiken, Schnitzereien usw. lassen sich die Aufgaben ebenso darstellen wie durch Zeichnungen.

Besonders könnt ihr Gegenstände anfertigen, die auf euren Festen zu Ostern, Pfingsten oder zur Taufe, zur Hochzeit usw. Verwendung finden. Im Mansfeldischen gibt es z. B. die Sitte der Pfingstburschen, die zu Pfingsten mit besonders schönen Peitschen knallen. Woanders wieder wird mit besonders geschmückten Ruten „schmackostert". Wieder woanders finden bei unseren Volkstänzen bestickte, bunte Bänder und Hüte Verwendung. Hier ist für euch ein weites Betätigungsfeld gegeben. Denkt auch an evtl. bei euch heimische Volkskunst!

Größere Modelle lassen sich in Gemeinschaftsarbeit herstellen.

4. Photoaufnahmen. Durch Zusammenstellung von Photoaufnahmen nach der Natur können alle Aufgaben dargestellt werden. Wer ein geschickter Photograph ist, hat hier ein weites Betätigungsfeld für seine Kunst.

An wen und bis wann sollt ihr die Aufgaben abliefern?

Die Arbeiten müssen bis zum 15. Oktober 1938 an den Schulvertrauensmann von „Hilf mit!" abgeliefert sein. Die Arbeiten werden dann erst noch mehrere Tage in eurer Schule ausgestellt. Die Arbeiten sollen von euch in der Hauptsache selbständig angefertigt sein. Benutzte fremde Hilfen müßt ihr deshalb bei Abgabe der Arbeiten mit angeben.

Jeder Arbeit ist ein weißer Zettel, Größe Din A 4, beizufügen, auf dem folgende Angaben enthalten sind:

Name des Schülers: . . . .
geboren am: . . . . Klasse: . . . .
Anschrift (Wohnort): . . . .
Straße: . . . . Nr.: . . . .
Schule: . . . . in: . . . .
Gau der NSDAP.: . . . .
Mitglied der HJ., JV., BDM.: . . . .
Benutzte fremde Hilfe: . . . .
. . . .
. . . .

Die Angabe des Alters ist wichtig, da bei der Bewertung der Arbeiten das Alter berücksichtigt wird.

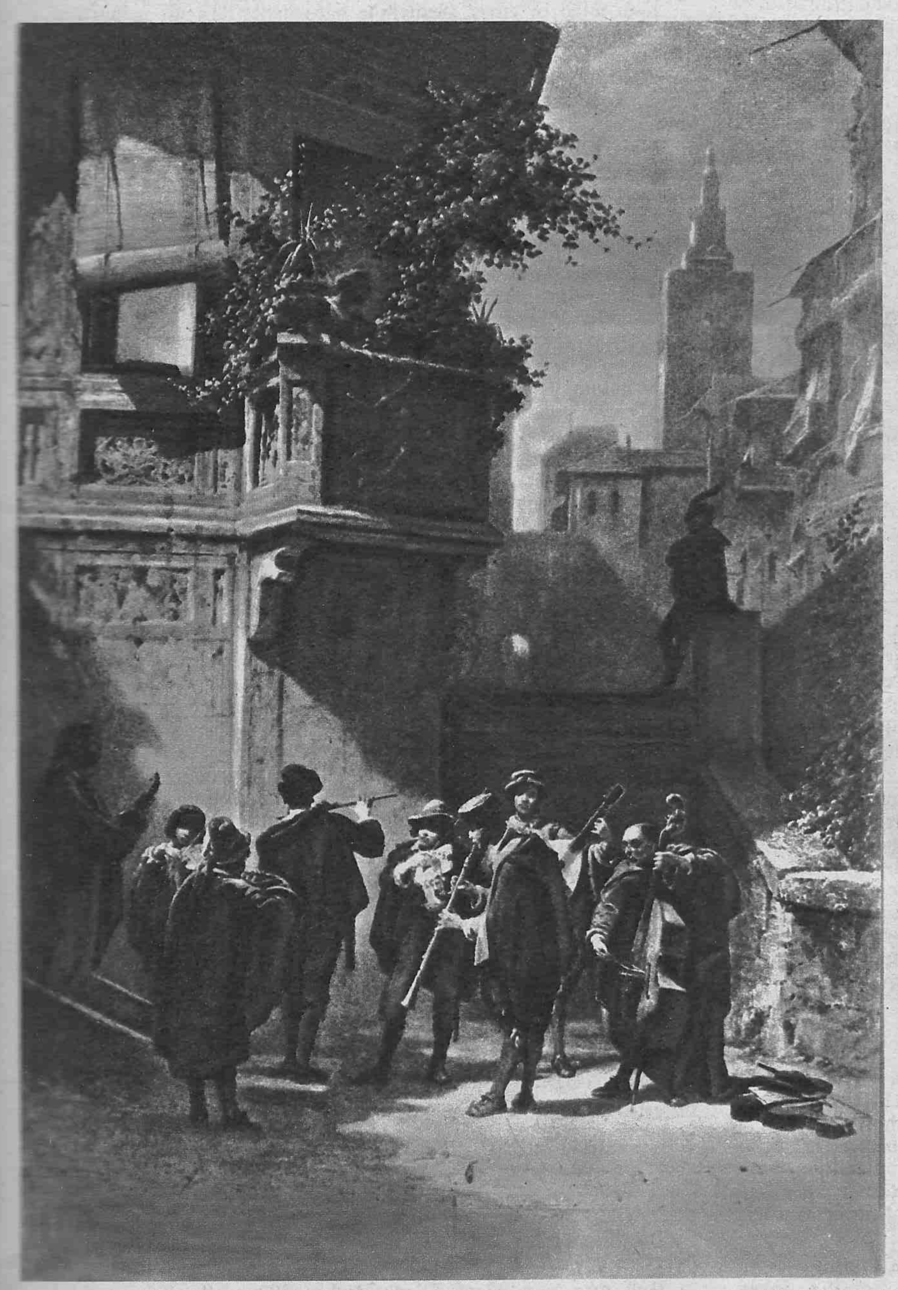
Und nun ans Werk! Im Oktober 1938 soll alles nur so staunen über das, was ihr Schönes geschafft habt.

In einer kleinen Stadt, die wir nicht nennen,

saßen vor kurzer Zeit einmal vier Mädel zusammen und überlegten sich ein neues Spiel. Nach langem Hin und Her erfanden sie ein sehr schönes, lehrreiches und unterhaltsames Spiel, von dem wir euch nun hier erzählen wollen.

Zuerst jedoch wollen wir euch die Kameradinnen vorstellen. Sie heißen: Marthel, Irmgard, Dolly und Ingrid. Seit Jahr und Tag sind sie die besten Freundinnen und gehen miteinander durch dick und dünn.

Also diese vier Mädel saßen, wie schon so oft, wieder einmal zusammen und plauschten. Sie erzählten sich von Schule und BDM., vom Sport, von anderen Mädeln und auch von manchen dummen Dingen, von denen wir lieber nicht reden wollen. Auf einmal kam der berühmte tote Punkt, es war die Zeit da, in der das Gespräch verstummte, weil niemand mehr wußte, wovon er reden sollte. Dolly, die wohl die Lebhafteste von allen war, schlug zwar vor, ein Lied zu singen. Aber



Carl Spitzweg: Mondscheinständchen

Aufnahmen: Scherl



Carl Spitzweg: Der Abschied

niemand hatte rechte Lust dazu. Singen war ja ganz schön, aber das konnten sie ja alle schließlich im BDM. oder in der Schulgesangsstunde.

„Hast du keine Gesellschaftsspiele?" wandte sich die kleine Marthel an Ingrid, die ja heute eingeladen hatte.

„Doch, natürlich", sprang Ingrid sofort auf und holte aus ihrem Schrank ein Mühle- und Damespiel. „Das macht Spaß", rief sie, „aber ich habe sogar noch ein „Mensch, ärgere dich nicht"." Aber Marthel war die einzigste, die sich darüber freute. Die anderen zogen schiefe Schnuten. Dolly murrte sogar: „Immer derselbe Quatsch. Das macht doch keinen Spaß mehr. Wir müßten einmal etwas Neues spielen, was bisher noch keiner gemacht hat."

Die andern sahen sie fragend an und konnten sich ein leises Lächeln nicht verkneifen. Die sonst so stille Irmgard aber meinte herausfordernd: „Du gibst ja ganz schön an, liebe Dolly. Willst dich wohl vor uns aufspielen. Wenn du es so genau weißt, dann erfinde doch ein neues Spiel. Wir würden uns riesig freuen, nicht wahr, Kinder?" Die anderen stimmten ihr zu und hätten am liebsten die so schlauredende Dolly recht herzlich ausgelacht. Sie taten es aber nicht, denn Dolly war an sich eine Pfundskameradin, die sie nicht verärgern oder gar verlieren wollten.

„Redet doch nicht solchen Blech", antwortete Dolly ihren Freundinnen, „versucht doch lieber auf eine solche neue Idee zu kommen. Es braucht ja doch nicht immer ein Spiel mit Figuren, mit Würfeln oder solchem Zeug zu sein. Vielleicht überhaupt nichts mit Stillsitzen und Raten. Ganz etwas anderes müßte es sein."

„Am besten etwas zum Erzählen", fiel ihr Ingrid, die gern redete, ins Wort.



Carl Spitzweg: Der Kaktusfreund



Carl Spitzweg: Der Husar

„Ja", stimmten Irmgard und Marthel zu, „erzählen wäre wunderschön. Aber wir haben uns doch schon alles erzählt, was es gibt, denn sonst säßen wir doch nicht hier und versuchten unsere Langeweile loszuwerden."

„Jeder müßte eine Geschichte erzählen", dachte Dolly laut nach. Plötzlich machte sie einen Freudensprung und schrie: „Kinder, ich hab's, ich hab's!"

„Was denn, das Spiel? Unser neues Spiel? Schieß doch schon los. Laß uns doch nicht solange zappeln. Ist es wirklich ganz neu? Noch nie dagewesen?"

Das war ein wildes Durcheinandergefrage. Lehrer Schroeder hätte da bestimmt wieder gesagt: „Hört auf mit eurem Geplapper. Das ist ja schlimmer als in einer Judenschule."

Auch Dolly konnte erst nach einer Weile mit ihrem Plan richtig loslegen. „Also, paßt mal auf", sagte sie, „wir wollten alle ein neues Spiel, bei dem wir eine Geschichte erzählen. Ich habe die Lösung gefunden. Hier ist sie!" Mit diesen Worten zeigte Dolly auf ein hübsches Bild an der Wand, das von Carl Spitzweg gemalt war und „Der Abschied" hieß. Verständnislos guckten die anderen erst auf das Bild, dann auf Dolly.

„Na, und?" fragten sie.

„Ja, begreift ihr denn nicht?" lachte Dolly. „Meine Idee ist folgende. Jede sieht sich das Bild mit allem Drum und Dran genau an und erzählt nachher, was sie gesehen und wie es ihr gefallen hat."

„Das soll ein neues Spiel sein?" meinte jetzt Irmgard, „da ist doch nichts bei. Es heißt „Der Abschied" und ist sehr hübsch. Mehr gibt's doch da nicht zu erzählen. Sollen wir alle vier das feststellen?" — Aber Dolly ließ sich nicht verblüffen: „Du hast mich noch nicht verstanden. Du sollst ja nicht das Bild beschreiben, sondern das, was du dir dabei denkst. Da steht zum Beispiel „Der Abschied" als Unterschrift. Zwei Menschen nehmen Abschied voneinander. Die Reisekutsche wartet schon. Das alles sehen wir auf dem Bild. Nun aber soll jede von uns ihre Phantasie spielen lassen und nachher erzählen, was sie sich bei diesem „Abschied" denkt. Zum Beispiel: Wohin fährt der Mann? Warum läßt er das Mädel allein? Kommt er wieder? — Jede soll eine Geschichte erfinden, die auf dieses Bild paßt. Ihr werdet sehen, wir haben bestimmt jede eine andere zu erzählen."

Nun begriffen die drei und schon kurze Zeit darauf erzählte jede vom Abschied der beiden jungen Menschen auf dem Bilde. Jede hatte sich etwas anderes vorgestellt. Als sie sich ihre erfundenen Geschichten erzählten, waren sie alle Feuer und Flamme. Das war endlich einmal etwas anderes. Das war ein Spiel, das ihnen gefiel.

Sie haben das Spiel in ihrer Stadt weiterverbreitet und viel Freude und Spaß daran gehabt. — Ihr Klassenlehrer Schroeder aber hat sich am allermeisten darüber gefreut, denn er wußte, daß seine Mädel dadurch alle Bilder und Gemälde, die sie irgendwie sahen, mit offenen Augen betrachteten. Zuerst nur aus Spiel, dann aber, weil ihnen die Bilder gefielen und sie zu verstehen suchten, was der Künstler mit ihnen gestalten wollte.

Auch ihr, die ihr in Dorf und Stadt lebt, werdet überall in Sälen, Wohnungen, in Zeitschriften oder sonstwo Bilder und Gemälde sehen, an denen ihr bisher achtlos vorübergegangen seid. Haltet die Augen offen und lernt. Auch durch Spiel, durch dieses Spiel, kann jeder Junge und jedes Mädel lernen. Wir haben es erlebt an jenen vier Freundinnen in einer kleinen Stadt, die wir nicht nennen wollten. — p. —

Das erste Tannenberg

Bei Frankfurt waren sie über die Oder geritten, die 14 fränkischen Reiter und der 18jährige junge Ritter von Waldheim aus dem schönen, fernen Lande am Main. Groß und schweigend lagen die Wälder des Ostens vor ihnen. Weit war die Landschaft, ohne Berge und ohne jene vielen kleinen Burgen auf den Höhen, die in Franken dem Lande das Gesicht gaben. Der junge Ritter und der schon grauköpfige Waffenmeister Hergisel versuchen in jeder größeren Stadt zu erfahren: „Was weiß man von dem Kriege zwischen den deutschen Orten und dem König von Polen?" Aber es sind nur unklare Gerüchte, die die Kaufleute von den Messen mitgebracht haben, die die Handwerksburschen über Land tragen. Die einen wollen wissen, daß König Siegismund in Prag die Vertreter des Deutschen Ordens und des polnischen Königs angehört habe und ihnen in ihrem Streit einen Schiedsspruch gesprochen. Aber der polnische Ritter habe dem König offen ins Gesicht gesagt, daß sein Schiedsspruch parteiisch sei und er ihn nicht annehmen wolle. Andere wissen zu erzählen, daß schon fern im Schamaiten, im Lande der heidnischen Litauer, zwischen diesen und den Kriegsleuten des Ordens gekämpft werde. Dann wieder erzählen andere, daß Waffenstillstand zwischen dem König und dem Hochmeister Ulrich von Jungingen geschlossen sei. Die Gerüchte überstürzen sich, widersprechen einander, man weiß nicht, was Wahrheit, was vielleicht schon bewußt ausgegebene Täuschung ist.

Sie reiten und reiten. Der 18jährige Konrad sagt zu dem alten Hergisel: „Seit zwölf Jahren habe ich meinen ältesten Bruder nicht mehr gesehen, seitdem er in den Deutschen Orden eintrat. Geschrieben hat er wenig, und wann kommt schon einmal eine Nachricht aus dem fernen Preußen nach Franken?"

Der alte Hergisel nickt: „Vielleicht hat er die Sache mit dem Mädchen von damals vergessen, die ihn nicht nehmen wollte. Das war nämlich der Grund, daß er in den Orden trat, wo man unverheiratet leben muß, keine Frau, nicht einmal die eigene Schwester oder Mutter mit einem Kuß begrüßen darf. So streng ist der Orden..."

Sie reiten. Als der Abend rotgolden über Kornfelder und Buchenwald herabsinkt, begehren sie Obdach im festen Haus eines märkischen Ritters. Der alte, grauköpfige Hausherr läßt den ermüdeten Reitern ein gutes Abendessen, eine Kanne Bier vorsetzen. Seine vier Söhne, alles stämmige, kräftige, junge Männer, halten mit. Der Hausherr fragt: „Ihr zieht also dem Hochmeister zu?" Konrad von Waldheim nickt eifrig: „Mein Bruder ist Deutschherr, steht im Orden seit mehr als zehn Jahren — sind viel fränkische und schwäbische Ritter im Orden!"

Der eine der Söhne des Hausherrn verzieht den Mund: „Aber keine Märker und Pommern, Gott sei Dank!"

„Warum sagt Ihr Gott sei Dank?"

„Du kennst den Orden nicht. Da sind Hunderte von Rittern im preußischen Land mit Weib und Kind auf eigenem Hof. Die haben in ihrem eigenen Lande nichts zu sagen. Da sind große Städte mit tüchtigen Bürgern — die haben auch nichts zu sagen. Und nur die hergelaufenen fremden Ordensritter, die keine Frau, kein Kind, kein Haus, kein Heim haben, das sind im Lande Preußen die Herren!"

Konrad sieht den jungen Ritter verdutzt an: „Dann seid Ihr also mehr für den polnischen König als für den Orden?"

Der Ritter schüttelt den Kopf: „Der Polenkönig ist uns ein Fremder. Aber in Polen ist der Rittersmann frei und unter dem Orden ist er ein armseliger Knecht. Ich streit nicht für den polnischen König, aber für die aufgeblasenen Herren mit dem Kreuz auf dem weißen Mantel streit ich auch nicht. Die mögen sehen, wie sie mit ihren Kasten voll Geld, ihren Soldtruppen und mit solchen jungen Menschen wie du ihre Macht erhalten..."

Man spricht noch über dies und das, aber sie gehen alle früh schlafen und eine Mißstimmung bleibt über dem Mahl.

Nach Tagen ist der kleine Reitertrupp im preußischen Lande, trabt über die Brücke hinein in die wuchtige Ordensburg Mewe. Schwer zugänglich, mit riesigen Mauern, liegt die gewaltige Burg da. Konrad sagt zu dem Torknecht: „Sag dem Gebieter, der Ritter von Waldheim mit vierzehn Reitern aus Franken sei da, dem Orden zu Hilfe gezogen."

„Ich werd es dem Komtur von Waldheim bestellen."

„Wem?"

„Dem Komtur von Waldheim, dem Gebietiger dieser Burg."

Konrad schlägt das Herz bis oben: Also ist der Bruder Befehlshaber des Ordens gleich in einer der ersten Burgen, die er trifft!

Der Torknecht geht in das aus roten Ziegeln gemauerte Haus. Und da tritt auch schon der Bruder heraus. Konrad sieht ihn an: Härter sind die Züge geworden, der Bart fällt lang herunter, raubvogelartig springt die Nase aus dem Gesicht hervor, Schatten liegen um die Augen.

Konrad streckt ihm beide Hände entgegen: „Friedrich, mein Bruder Friedrich!" Der andere gibt ihm nur die Hand, kühl, fast frostig: „Willkommen im Lande des Ordens der Brüder vom Deutschen Hause!"

„Freust du dich nicht, Friedrich, daß ich gekommen bin, daß ich Grüße bringe von der alten Mutter und vom alten Vater?"

Der Ordensritter bleibt unbeweglich: „Wir haben hier der Welt entsagt, mein Lieber!"

Konrad denkt, jetzt müßte er nach dem Mädchen fragen, wegen dessen er damals die Heimat verließ. Aber der andere bleibt gleich unbeweglich, winkt einen Knecht, läßt für Pferde und Mannschaft Futter und Essen bringen, führt den Bruder und den Waffenmeister in das Haus. Es ist alles darin ärmlich. Nur ein Marienbild mit ewiger Lampe hängt in der Ecke. Auf dem Tisch ist keine Decke, die Stube ist ohne Schmuck. Friedrich sagt so nebenher: „Sind genug im Orden, die schon nach weltlichen Dingen begehren. Hier aber sind wir Mariens Ritter auf Mewe. Die alte, harte Zucht des Ordens gilt hier. Und morgen reiten wir! Du reitest mit. Bei Osterode sammelt der Hochmeister das Heer."

Friedrich geht vorauf. Eine schmale, gewundene Wendeltreppe führt in das Turmgemach. Durch die breiten Schießscharten kann man über das Land sehen: Große Wälder blauen in der Ferne, Seen liegen wie Augen in der Landschaft, Kornfelder leuchten gelb. — „Wie schön ist dieses Land", sagt der junge Konrad. Der Bruder steht unbeweglich. „Es muß herrlich sein, so wie du solch Land zu verwalten und zu schützen."

Friedrich sieht über ihn hinweg: „Die Erde ist ein Jammertal, lehrt uns die Schrift. Wir tun hier unsern Dienst um Gottes Lohn. Wollten wir uns an der Welt freuen, so wäre es schon Weltlichkeit. Weltlichkeit ist Sünde."

„Aber wo gibt es so schöne, saubere Städte, so gut gehaltene Dörfer wie bei euch?" sagt Konrad.

„Und doch sind die Menschen nicht zufrieden", erwidert Friedrich. „In sündigem Hochmut wollen sie mitreden in dem Lande, das doch Gottes Eigentum ist und zu Gottes Ehren vom Orden verwaltet wird."

„Und gut verwaltet wird", sagt Konrad.

„Wir haben kein Weib, wir haben kein Kind, wir haben kein Eigentum. So können wir ganz dem Dienste des Ordens uns widmen..."

Konrad erwidert nichts mehr, aber in ihm bleibt irgendein Zweifel, nagt an seinem Herzen.

*

Am nächsten Tag reitet er mit dem Fähnlein des Bruders, der ihn jetzt wie jeden anderen Kriegsmann behandelt. Friedrich ist starr unzugänglich, verschlossen. Hier und da schließen sich ihnen Reiter an, preußische „Kölmer", Bauern, die zum Kriegsdienst verpflichtet sind, auch hier und da ein Ritter mit einigen Knechten. Es fällt Konrad auf, wie barsch sein Bruder mit ihnen umgeht und wie er dann doch bald den einen, bald den anderen auf die Seite zieht, ihn ausfragt...

Nach Tagen treffen sie beim Heer des Hochmeisters ein. Noch nie hat der junge Konrad ein solches Heer gesehen. Wie die Riesen der Sage, in schwarzes Eisen von Kopf bis zu den Füßen gehüllt, ohne Schmuck, ohne Prunk reiten die Ordensgebietiger einher. Sofort sind sie in ihrer Rüstung von den bunten Schabracken, den wehenden Federbüschen, den silberbeschlagenen Panzern der preußischen Ritter und der Ratsherren der preußischen Städte zu unterscheiden. Auf der langen Straße poltert das Geschütz des Ordens heran, schwere Stücke, Feldschlangen, die man rasch in der Schlacht von einem Platz zum andern ziehen kann, kleine Falkonettlein, Handbüchsen. Und Söldner über Söldner in bunter Tracht, mit Spießen und Armbrüsten, deutsche Landsknechte, schottische Bogenschützen, wallonische Spießträger. Der Orden hat viel Geld und hat sich diesen Feldzug etwas kosten lassen. — Der Komtur von Balga wirft über den Tisch, als der

Hochmeister das Sprechen freigegeben hat, dem jungen Konrad hin: „Wir werden den König mit unseren goldenen Kugeln so gut wie mit unsern Schwertern zu Fall bringen!"

Konrad betrachtet den Hochmeister Ulrich von Jungingen bei diesem Essen aufmerksam. Welch ein schöner, kraftvoller, gutgewachsener Mann. Und doch liegt auch in seinem Gesicht der Zug weltfremder Entsagung, die nur hier und da durch seine aufflackernde Lebhaftigkeit durchbrochen wird. Der Hochmeister spricht viel, vielleicht ein wenig zuviel...

Südlich Osterode breitet sich die Ebene aus. Nach einer Nacht voll Sturm und Regen, in der das Gewitter niederprasselt, ist das Ordensheer angekommen. Konrad reitet im Fähnlein seines Bruders mit. Weit dehnt sich nach Osten die Ebene aus. Fern sind Staubwolken zu sehen. Da kommt der König und sein Heer, denkt Konrad. Die Reiter sind abgesessen, die Pferde grasen.

Immer näher und näher kommen die Staubwolken. Konrad beobachtet: Dort links auf dem linken Flügel des Feindes, die unzähligen Reiterscharen, das Fußvolk in den weißen Leinenröcken, die keine Fahne führen, sondern den Kranz an der Stange, die sich immer dichter und dichter drängen, das müssen die Litauer sein. „Dort befiehlt Witold, des Königs Bruder", sagt einer der Ordensreiter. In der Mitte, dort wo Fahnen und Panzer leuchten, das muß der König sein mit der polnischen Ritterschaft. Und dort gegenüber ist noch einmal Fußvolk, da sind Reiter und da erkennt man auch die Schwärme der Tataren auf ihren kleinen Pferden mit den langen Lanzen.

Die Heeressäulen des Feindes wälzen sich heran, beginnen sich auf dem Felde zu entfalten. Konrad schießt es durch den Kopf: „Jetzt müßte man den Feind angreifen, ehe er mit seiner Schlachtordnung fertig ist!" Er wendet sich an den älteren Bruder: „Friedrich, warum greifen wir nicht an?" Friedrich spricht über ihn weg: „Wer befiehlt? Der Hochmeister hat keinen Befehl gegeben. Blinder Gehorsam ist Pflicht!" Sie warten und warten.

Dann heißt es, daß der Hochmeister dem König zwei Schwerter hinübergesandt habe und ihn zum Beginn der Schlacht aufgefordert, der ritterliche Hochmeister wollte nicht kämpfen, ehe nicht auch der Gegner bereit stand.

Und dann endlich, endlich schmettern die Trompeten vom linken Flügel. Ihr helles, lockendes Signal geht die ganze deutsche Schlachtlinie entlang. Konrad schiebt den Helm auf den Kopf, schließt die Halsberge fest, läßt das Visier herab, hört noch, wie der alte Hergisel ihm zuruft: „Nun zeig, was du gelernt hast!", schwingt sich aufs Pferd, nimmt die Lanze stoßbereit in die Hand. Aber kein Signal kommt. Sie sehen, wie drüben am rechten Flügel des deutschen Heeres der Angriff bereits losprasselt, wie ein Fähnlein Landsknechte nach dem andern im schnellen Lauf den Gepanzerten folgt. Drüben, wo die dichtgeballten, weißröckigen litauischen Haufen stehen, kann Konrad die deutschen Reiter einfallen sehen. Und auf einmal ruft es die Schlachtlinie entlang, schmettert ein Trompetenruf, und wie aus einem Munde, während die Pferde sich in Trab setzen, braust das alte Kreuzfahrerlied:

„Christ ist erstanden
Von der Marter allen,
Des wollen wir froh sein,
Christ wird unser Schutz sein!"

Je näher sie der feindlichen Linie kommen, um so schneller setzen sie die Rosse in Trab. Allerdings, zum Galopp reicht es nicht mehr aus, dazu ist die Panzerung bereits zu schwer. In einer ungeheuren Staubwolke prasseln die beiden Heere aufeinander.

Konrad wechselt ein paar Lanzenstiche mit einem polnischen Ritter, bis beide ihre Lanze abwerfen, mit den geraden Schwertern aufeinander losfahren. Dann sieht er, wie sein Gegner an ihm vorüberdrängt, spürt einen brennenden Schmerz im Schenkel, schlägt einem Fußgänger, der ihn von unten mit dem Haken vom Pferd holen will, über den Schädel. Noch immer tönt das Lied:

„Die Heiden sein in großer Pein,
Des woll'n wir alle fröhlich sein, Kyrie eleison."

Konrad verliert das Zeitmaß, aber auch das Gefühl, weiß nur, daß er am Schenkel blutet, daß das Bein schwer ist, aber hält sich festgeschnallt im Sattel.

Da gellt ein Schrei über all den Lärm der Reiterschlacht auf. Fast unwillkürlich drängt Konrad dorthin, wo ein dichter Haufe Reiter in unentwirrbarem Knäuel geballt ist. Hoch über ihm fliegt in Seide und Gold das polnische Reichspanier, der wehende weiße Adler. Und da sieht Konrad durch Staub und blinkende Waffen hindurch seinen Bruder Friedrich, der den schweren Hengst heranlenkt, die linke Hand mit dem Schild ausstreckt, hineingreift in das Seidentuch der Fahne. Und im gleichen Augenblick erfaßt er, wie ein polnischer Ritter das Visier hochwirft, mit blitzenden Augen auf Friedrich zielt und im hohen Bogen ihm die Lanze durch die Halsberge wirft. Dröhnend stürzt der Ordensgebietiger vom Pferde, im Eisenhandschuh noch einige Borten der Fahne mitreißend, die hoch über dem kämpfenden Knäuel schwebt.

Es ist Konrad, als ob die Übermacht der Feinde immer mehr würde. Der Arm wird lahm, das verletzte Bein läßt sich nicht mehr bewegen, er muß jetzt folgen, wohin das Pferd drängt. Und auf einmal fühlt er, daß er eigentlich ganz allein ist. Er hört irgendwo in der Ferne noch einmal einen Schrei, der wie ein gellender Jubel des Feindes klingt, er ahnt mehr, als daß er es hört, daß jetzt auch der Hochmeister gefallen ist, dessen Helm er noch vor einer halben Stunde hoch über dem Reiterkampf sah.

Da wuchtet auf einem Schecken ein schwerer Ritter mit herrlich gesticktem Waffenrock über dem Panzer gegen ihn heran, schlägt das Visier hoch, zeigt ein kräftiges, altes Gesicht mit lang herunterhängendem weißen Schnurrbart, winkt seinen Begleitern ab, ruft ihnen irgend etwas zu, kreuzt ganz im alten Stil des ritterlichen Kampfes erst einmal mit Konrad die Klinge, schlägt dann gewandt mit der Erfahrung des alten Kriegsmannes auf ihn los. Aber Konrad pariert geschickt, legt hier und da zum Gegenstoß aus. Der Alte hat ein ganz rotes Gesicht vor Erregung und Anstrengung bekommen, der weiße Schnurrbart sträubt sich, immer wieder macht er eine kurze Abwehrbewegung, wenn seine Begleiter ihm zu Hilfe kommen, Konrad von hinten niederreißen wollen.

Da bäumt sich Konrads Pferd hoch und stürzt. Ein Tatarenpfeil, aus der Ferne geschossen, hat es im Ohr getroffen.

Konrad verliert die Besinnung. Der alte Ritter läßt sofort von ihm ab, brüllt den Tataren an: „Was hast du schmutziges Schwein dich einzumischen, wenn der Herr Schwertträger ficht?"

Dann steigt der Alte vom Pferd. Fernweg ist die Reiterschlacht verklungen. Er hebt die Halsberge des Jungen, nimmt ihm den Helm ab, schüttelt den Kopf: „Schade — tot! Alle Achtung vor dem Jungen, daß er mir gestanden hat!"

Als er sich wieder auf sein Pferd setzen will, überschaut er das Schlachtfeld. Ein jüngerer polnischer Ritter sagt: „Herr Schwertträger, von den deutschen Rittern ist keiner lebend aus der Schlacht gekommen, der Hochmeister und seine Gebietiger sind alle tot, nur der Rest der Söldner zieht ab und ein Teil ihrer Landritter und städtischen Aufgebote ist gleich auf der Höhe der Schlacht abgezogen. Der Orden ist von seinen eigenen Leuten im Stich gelassen worden."

Der Alte nickt: „War doch ein ehrlich Streiten, und freut einem das Herz, mit einem so tapferen Gegner gefochten zu haben. Sieh einmal nach, ob der Junge dort ein Amulett oder so etwas bei sich hat, ich will es seinem Vater senden, damit er weiß, daß der Junge ritterlich gefochten hat und gegen einen Edelmann gefallen ist."

Damit steigt der Herr Schwertträger auf seinen Schecken.

Der junge Ritter nimmt das kleine goldene Amulett von Konrads Brust und reicht es ihm: „Er war wohl noch zu jung, und mit den andern ist kein Frauengedenken und kein Kindergebet mitgegangen. Wie unüberwindlich hätten diese tapferen Männer sein müssen, wenn sie vom Gebet ihrer Kinder und Frauen umhegt worden wären."

Der Herr Schwertträger reitet langsam und nachdenklich dahin: „Es hat ihrer keiner die Wunde auf dem Rücken. Nicht bei den Ordensherren und nicht bei uns. War doch ein ritterlich Streiten, nur das wir dieses Räuberzeug, die Tataren, mitgenommen haben, das ist mir gegen ritterliche Ehre."

Viele, viele Monate später hielt in Franken der Ritter von Waldheim einen lateinisch geschriebenen Brief und ein Amulett in der Hand und seufzte:

„So hab' ich beide Söhne in einer Schlacht verloren — und wir Deutsche haben eine große Macht und herrlichen Besitz eingebüßt. Und wo war der Kaiser, das Reich und die deutschen Fürsten? Hätten wir alle zusammengestanden, so wären die Helden nicht in einer solchen Niederlage gefallen. Oh, über die deutsche Uneinigkeit, die in der Not den Volksbruder im Stich ließ. Ich hab' meinen jüngsten Sohn hingeschickt. Warum schickten Kaiser und Reich kein Heer, machten aus dem veralteten Ordensstaat, der so tapfer unterging, ein Land, das fest mit dem Reich verbunden war? Warum nicht? Gott wolle dem lieben Reich allezeit einen Regenten setzen, der seine Kräfte recht einsetzen kann und Einigkeit schafft, damit nicht soviel Treue und Tapferkeit so traurig sterben müssen." v. L.



Landsknechte und Söldner zur Zeit der Türkenkriege. In allen gegen die türkischen Eroberer eingesetzten deutschen Heeren verrichteten sie ihren Dienst



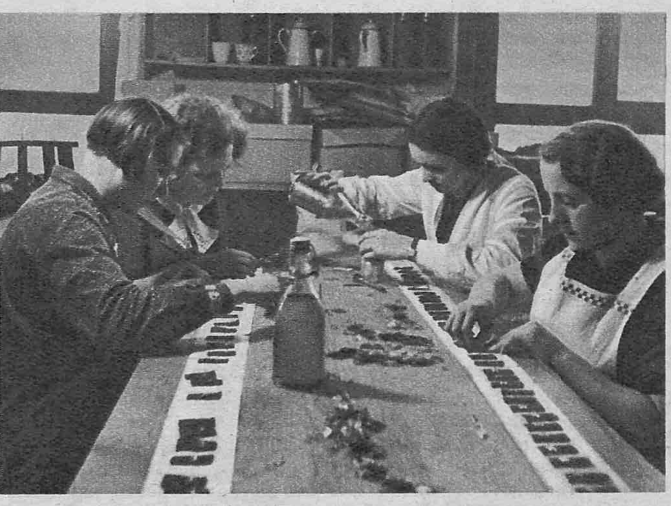
Auch im siebzehnten Jahrhundert, das von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges überschattet ist, stoßen wir in erster Linie auf Söldnertruppen, die heute für diese und morgen für jene Sache kämpfen. Der klingende Sold ist entscheidend



In Preußen wird ab 1700 mit dieser Art von „Truppen" endgültig Schluß gemacht. Was der Große Kurfürst begonnen hatte, setzten der Soldatenkönig und Friedrich der Große fort. Sie schufen ein schlagkräftiges, stehendes Heer



In den Kriegen des großen Friedrich zeichneten sich vor allem auch die Husaren aus, deren General Zieten eine der volkstümlichsten Gestalten der friderizianischen Zeit wurde. Der Soldat des Alten Fritz fand würdige Nachfolger in den Soldaten der Befreiungskriege



Die neuen WHW.-Abzeichen erhalten von Frauenhand den letzten Schliff

Soldaten aus dem Wuppertal

Aus dem Wuppertal sind Soldaten unterwegs zu uns. Sie haben sich nach allen Richtungen in Marsch gesetzt. Sie wollen ganz Deutschland im Sturm erobern! Sie werden auch bald bei euch und euren Eltern anklopfen und Quartier verlangen.

„Aus dem Wuppertal?" So wird sich manch einer fragen und dann zum Atlas greifen, um nachzuschauen, wo die Wupper eigentlich entlang bummelt. Die Rheinländer kennen natürlich alle diesen fleißigen deutschen Fluß. Sie wissen, daß er in seinem Oberlauf Wipper heißt und daß er sich nördlich von der alten Domstadt Köln in den Niederrhein ergießt. Sie wissen vor allem aber auch, daß links- und rechtsseits von der Wupper seit Jahrhunderten die Weberei beheimatet ist. Und aus diesen Webereien kommen auch die Soldaten, die zum Sturmangriff auf ganz Deutschland bereitstehen.

Wer da glaubt, daß es sich bei diesen Soldaten um Angehörige unserer Wehrmacht handelt, der irrt. Eine bunt zusammengewürfelte Truppe ist es. Landsknechte mit Barett und Spieß sind darunter, Söldner, die je nach Bedarf bald unter dieser, bald unter jener Standarte Waffen tragen, Dragoner im ledernen Rock, Grenadiere in der Uniform, wie sie in Preußen unter den ersten Königen getragen wurde, Husaren in dem bunten Rock, in dem einst auch der unbezwingbare Zieten einhergegangen ist, Infanteristen, wie sie unter dem Marschall Vorwärts 1815 in Paris einmarschiert sind, und schließlich jene tapferen deutschen Soldaten, die sich in den Kriegen 1864 und 1870 ausgezeichnet haben. Sie alle haben sich im Wuppertal zusammengefunden, auch schmucke Ulanen der Vorkriegszeit und Feldgraue des Großen Krieges sind zu ihnen gestoßen.

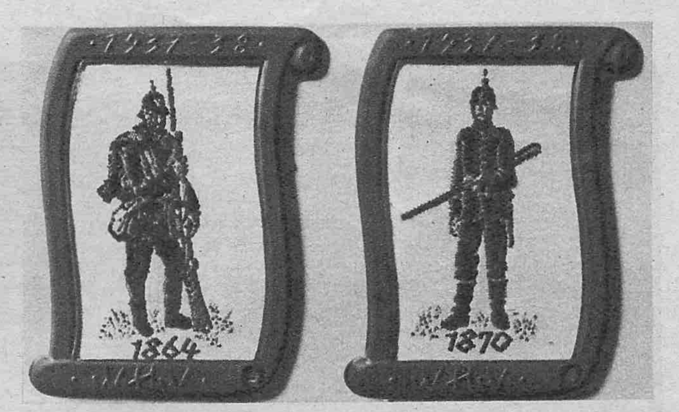
Alle diese Soldaten sind aus Seide gewebt. Zwölf verschiedenen Abschnitten aus der Entwicklung der deutschen Wehrmacht entstammen die seidenen Krieger. Sie stellen — nach Jahreszahlen aneinander gereiht — vier Jahrhunderte deutscher Geschichte dar.

Die Männer und Frauen an den Webmaschinen im Wuppertal haben diese bunte Bilderschau deutschen Soldatentums im Auftrage des deutschen Winterhilfswerks 1937/38 angefertigt. Jede einzelne dieser Seidenbildwebereien ist ein WHW.-Abzeichen für die große Reichsstraßensammlung, die am 5. und 6. Februar von der SA., der SS. und dem NSKK. im ganzen Reich durchgeführt wird. Als Rahmen hat jedes Bild eine Umrandung aus deutschem Leichtmetall erhalten. Eine Anstecknadel vervollständigt die gerahmten Bildchen zu gebrauchsfertigen Abzeichen.

Nicht nur im Wuppertal sind übrigens diese neuen, schönen WHW.-Abzeichen entstanden. In der Krefelder Gegend, in der ja auch die Tuchindustrie seit Generationen zu Hause ist, haben die Webereien gleichfalls wochenlang Hunderten von schaffenden Händen durch die Herstellung der seidenen Soldatenbilder Arbeit und Lohn gegeben, desgleichen in der schlesischen Tuchstadt Landeshut. Die aus Elektron hergestellten Metallumrandungen sind in den grünen Vorbergen des Harzes, in der alten Eisenhüttenstadt Harzgerode, entstanden. Das Zusammenfügen von Bild, Rahmen und Anstecknadel zum fertigen Abzeichen fand in mehreren Arbeitsgängen statt, bei denen zunächst ausschließlich Handwerker — Buchbinder, Tapezierer, Tischler und Schlosser — und zu guter Letzt Frauen tätig waren. — Schon dieses kurze Aufzählen der verschiedenen Arbeitsgänge, die zur Herstellung der kleinen „WHW.-Soldaten" notwendig waren, zeigt, daß nicht nur der Erlös, sondern auch bereits die Anfertigung der Abzeichen die dem WHW. gestellten Aufgaben erfüllen hilft.

Ehe nun diese Soldaten kommen und an die guten Herzen und die Geldbeutel eurer Eltern klopfen, studiert die in Seide gewebten Krieger auf den Abzeichen. Alle zwölf findet ihr auf unseren Seiten hier abgebildet. Studiert die Krieger und die Zeit, in der die einzelnen gelebt und gekämpft haben. Jedes Bildchen wird dann für euch wie ein Meilenstein in den vergangenen vier Jahrhunderten deutscher Geschichte sein. Zeigt euch selbst und euren Schwestern, Kameraden oder Eltern den weiten, dornenreichen Weg auf, der von der unbeständigen Söldnertruppe des Mittelalters über das erste stehende preußische Heer und die ungeschlagene deutsche Weltkriegsarmee bis zu unserer starken, stolzen Wehrmacht im nationalsozialistischen Deutschland führt. Ihr werdet dann auch sehen, wie die Entwicklung des deutschen Heeres eng verbunden ist mit der Geschichte überhaupt: Ohne die preußische Armee wäre es nie zu einem Preußen gekommen und ohne Preußen nie zu dem von Bismarck gegründeten Reich!

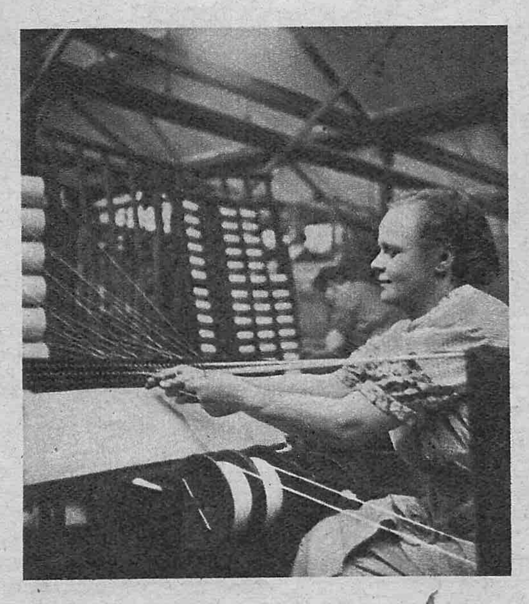
Und Bismarck bahnte den Weg zum Reich Adolf Hitlers, dessen friedliche Aufbauarbeit wiederum das neue Heer, die wieder aufgebaute Kriegsmarine und die neugeschaffene Luftwaffe sichern und beschützen.



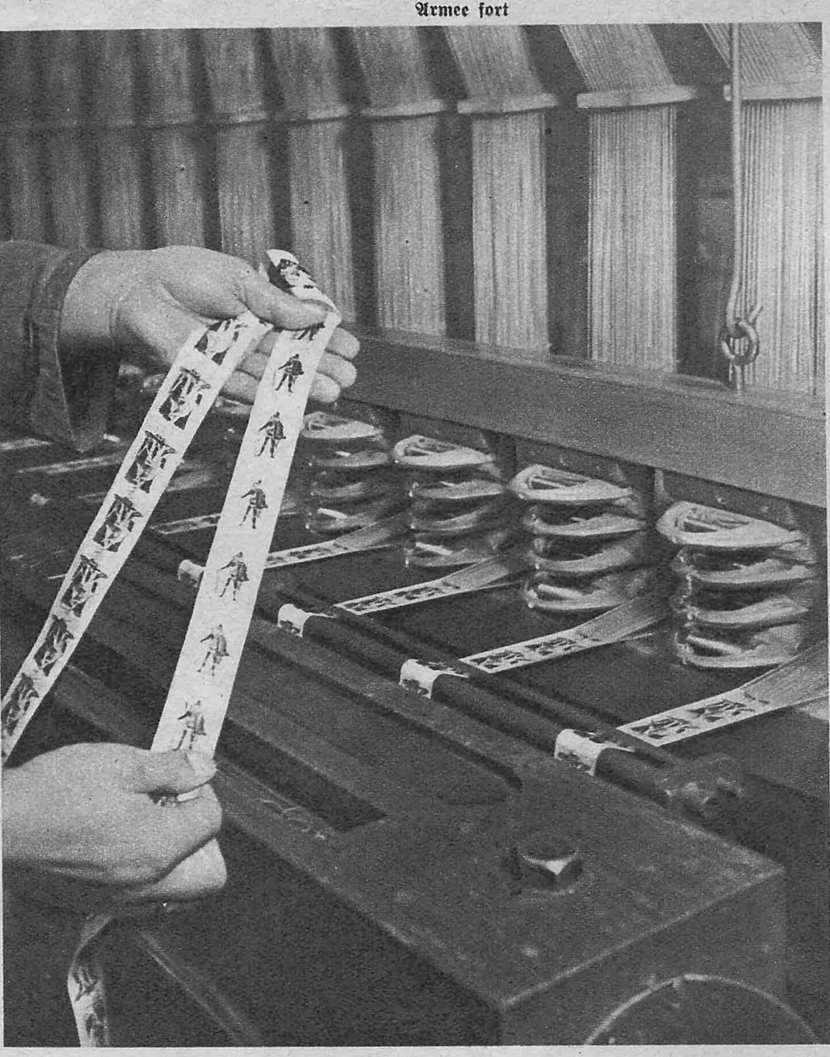
Die Kriege gegen die Dänen (1864) und gegen die Franzosen Napoleons III. (1870/71) trugen den Ruhm preußischen und deutschen Soldatentums in alle Lande. Die „Pickelhaube" wurde zum Symbol soldatischer Tapferkeit und persönlicher Zuverlässigkeit

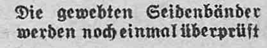


Das deutsche Vorkriegsheer bewies im Weltkrieg seine einzigartige Überlegenheit. Es wurde als „bestes Heer der Welt" von Freund und Feind anerkannt. Die Wehrmacht des nationalsozialistischen Deutschlands führt die ruhmreiche Tradition dieser ungeschlagenen Armee fort



Eine Arbeiterin in einer der Webereien, in denen die „WHW.-Soldaten" aus Seide gewebt wurden





Die gewebten Seidenbänder werden noch einmal überprüft

Aufnahmen: NSV.-Reichsbildarchiv



Holzsammler im winterlichen Wald

Holzschnitt von W. Döhler

Der Pelzjäger

Abenteuer im hohen Norden

von Franz Gf. Zedtwitz

4. Fortsetzung

Der ganze Vormittag ist vergangen, ehe Horn die Eisen allesamt fängisch gestellt hat. Nun muß er warten. Tagsüber wird gewiß kein Biber mehr erscheinen, denn einmal ist der Biber vorwiegend ein Nachttier, dann aber haben die Bewohner des Teiches den Schuß gewiß übelgenommen. Deshalb häutet der Trapper den gefangenen Biber ab, nimmt ihn aus und wandert mit einem besonders saftigen Stück Fleisch in die Berge. Als er so weit vom Teich entfernt ist, daß der Geruch von Rauch und Mensch die Biber nicht mehr stören kann, brät er sich das Fleisch und vor allem den leckeren, fetten Biberschwanz, das beste Stück des großen Nagetieres.

Die Sonne steht klar über den Hügeln. Große Keile von Zugvögeln ziehen nach Süden. Die Luft ist voll von ihren Wanderrufen, die Luft ist kühl. Der Boden taut eben noch auf. Aber nun ist es wirklich Herbst geworden, daran ist kein Zweifel mehr. Überall ist das Kraut vom Frost verbrannt worden, tot und braun hängt es an den Stielen. Bald wird es Schnee geben.

Nun, Schneezeit ist Fangzeit. Dann werden die Pelze gut sein, dann beginnt die eigentliche große Trapperarbeit. Die Eisen im Blockhaus sind allesamt durchgesehen, sie warten auf die kostbaren Pelztiere, die sich in ihnen fangen sollen. Bären zu fangen hat keinen Zweck. Man erlegt da und dort einen, um das Fleisch zu trocknen. Die Pelze der schwarzen Bären sind dagegen so wertlos, daß es nicht lohnt, sie mitzuschleppen. Nein, es muß besseres Wild sein, dem man nachstellt, insbesondere aber sind es Füchse. Ob es nun Silberfüchse sind, die schöne, schwarze Spielart des kanadischen Rotfuchses oder gar die wundervollen, seidenhaarigen Blaufüchse und Weißfüchse der Barren-Grounds, ist ziemlich einerlei. Auch Wolfspelze sind nicht schlecht. Der Balg des Vielfraßes ist sehr begehrt, und dann gibt es so manches kleine Pelztier, das man mitnimmt, wenn man es eben bekommt, das Hermelin etwa.

In solche Gedanken versunken, schreitet Horn dahin. Er späht umher, denn er möchte gerne noch ein großes Stück Wild erlegen. Man kann nie genug Trockenfleisch am Catch hängen haben. Die zehn Hunde fressen unglaublich viel. Und wenn das Ren nicht kommt, dann wird ohnedies Schmalhans Küchenmeister sein. Das ist immer möglich, denn kein Mensch kann die Gedanken erraten, die die Leittiere eines Renrudels denken. Vielleicht werden sie in diesem Jahre nicht über die Pässe herabziehen? Das wäre schlimm. — Ein helles, stoßartiges Pfeifen, beinahe schon ein Wiehern, klingt von fern her. Horn horcht hoch auf. Was war das? Da, da ist es wieder. Das ist der Wapiti, der mächtigste Hirsch Kanadas neben dem Elch, der seinen Kampfruf ausstößt. Natürlich, es wird ja Herbst, die Wapitihirsche stehen beim Rudel. Ein Wapiti oder deren zwei, das wäre gut, wenn man sie erwischen würde.

Horn überlegt. Der Schrei kam von jenseits, hinter dem Hügelkamm hervor. Mit nassem Finger prüft der Mann den Wind. Er steht nicht ungünstig, man kann versuchen, ob man den Wapiti zu Gesicht bekommt. Horn pirscht den Hügel hinan. Oben am Kamm stehen einige große Bäume, besser gesagt: es sind eigentlich nur Trümmer von Bäumen. Die Schneestürme der Winterwochen haben sie schrecklich zerzaust und verbogen. Hinter diesen Stämmen richtet sich Horn auf. Der jenseitige Hügelhang fällt sanft ab, und da sind sie, die Wapitis.

Ein gewaltiger rotbrauner Hirsch steht blank und frei im falben, erfrorenen Kraut. Eben wirft er den Kopf mit dem ungeheuren, reich verästelten Geweih in den Nacken und stößt seinen wiehernden Schrei in die kalte Herbstluft hinaus. Weißer Dampf fliegt ihm aus dem Geäse. Der Alte hat allen Grund wütend zu sein, denn da drüben steht ein anderer Hirsch, der nicht viel schwächer ist als er selbst, und dieser Hirsch ist ebenfalls kampfeslustig und antwortet auf seine Herausforderung. Hinter dem Platzhirsch, dem Alten, aber steht ein Rudel Mutterwild mit seinen Kälbern. Ein paar der Tiere sind niedergetan, sie liegen in der Sonne und käuen wieder, andere haben Hunger und äsen im Gras umher.

Horn könnte den starken Hirsch erlegen, aber irgend etwas hindert ihn daran, sofort die Büchse anzubacken und abzudrücken. Gespannt beobachtet er, wie die beiden Hirsche sich immer näher rücken, wie sie sich ihre Herausforderungen zuschleudern und wie sie plötzlich die Geweihe senken und zusammenprasseln, daß es weithin schallt. Sie schieben sich hin und her. Die Geweihstangen haben sich ineinander verfangen, und so drücken und pressen sich die beiden Kämpfer vor und zurück. Dampf wölkt von ihren erhitzten Flanken, ihre Muskeln springen in groben Wülsten hervor. Sie keuchen und stöhnen.

Das ist der Augenblick zum Schuß. Horn hebt die Büchse. Da poltert das Mutterwild davon. Was ist das? Der Wind steht doch gut, warum flüchten die Tiere und Kälber?

Die Hirsche haben in ihrer Wut nichts davon gemerkt, sie kämpfen weiter. Da ist es Horn, als rege sich ein brauner Fels unten im Gestrüpp, als beginne dieser Fels talauf zu rasen, und dann steht ein ungeheurer brauner Bär neben den Hirschen, richtet sich auf und schmettert seine Pranken dem einen der Kämpfer auf den Nacken, daß er mit zermalmten Wirbeln niederbricht. Der andere fährt zurück, rutscht aus, steigt wie ein scheuendes Pferd hoch auf und rast davon. Über seinem Opfer aber steht der siegreiche Kodiakbär und zerrt an seinem Schulterblatt. Horns Herz tanzt, aber er zwingt es zur Ruhe. Bedächtig nimmt er den Bären aufs Korn, zielt und drückt. Mit donnerndem Gebrüll rollt der Getroffene hangab und bleibt an einem Baum hängen. Noch einmal und noch einmal entlädt sich die Büchse in die stöhnende Masse. Dann ist es still.

Achtungsvoll wartet der Jäger, dann klimmt er mit schußfertiger Waffe zum Bären hinunter. Herr im Himmel, das ist ein Kloß! Den Riesenschädel kann man eben mit beiden Armen umspannen. Kein Wunder, daß der Wapiti umbrach, als habe ihn der Blitz getroffen!

Ein guter Vorrat für den Winter. Horn schlägt das Wild aus der Decke, zerteilt die beiden gewaltigen Körper und beginnt das Fleisch in Streifen zu schneiden. Ein mächtiges Feuer prasselt bald am Hang, und im heißen Qualm dieses Feuers schrumpfen die Fleischstreifen, verwandeln sich die gewaltigen Massen Wildbret in annehmbare Traglasten.

Darüber wird es Abend. Bis Mitternacht ist Horn beschäftigt. Der Rest mag für den nächsten Tag bleiben. Zufrieden wickelt er sich in seine Decke und schläft neben dem qualmenden Feuer ein.

Lange vor Tau und Tag weckt ihn die Frostluft. Er schürt das Feuer zu neuer Glut, ißt einen Happen und macht sich auf den Weg zum Biberteich. Als es dämmert, ist er hier angelangt. Drei Biber hängen in den Fallen. Es müssen aber noch einige im Teich sein. Darum stellt er die Eisen abermals fängisch, um zum Blockhaus zu gehen. Die Hunde müssen geholt werden, denn er allein kann Felle und Dörrfleisch nicht zu Tale schaffen.

„Gut", sagt Black, als er seinen Bericht erstattet hat, „vier Biber, das geht an, und das Fleisch werden wir brauchen können; ich habe auch gefangen." Und er weist auf die schmalen Spannbretter, auf denen, das Haar nach innen, die Bälge von drei Bibern und einem Silberfuchs trocknen. „Geh los, mein Junge, es sieht nach Schnee aus!"

Die kläffenden Hunde hinter sich, macht sich Horn abermals auf den Weg. Am nächsten Tag erst kehrt er wieder, im grauen Licht, das schwere Wolken spärlich durchlassen. Es will Winter werden.

Schnee

Tagelang fällt Schnee auf die Urwälder Kanadas. Der Himmel ist tief und grau, die Wolken schleppen sich niedrig über die Hügel und die Wälder und der Schnee fällt hemmungslos herab. Das sind die stillen Tage des Winteranfangs. In den stolzen Wäldern ist kein Laut zu hören, nur die Flocken knistern, taumeln, drehen sich und senken sich. Sie kleben auf den Ästen fest, türmen sich zu flaumigen Kissen, rutschen von den Zweigen auf

den Erdboden und häufen sich hier auf, Zentimeter um Zentimeter, bis das niedrige Gestrüpp in der weißen Flut ertrinkt.
Kein Laut ist zu hören. Lautlos zieht der Elch durch den Wald, lautlos trabt der Wolf durch die Nacht. Der Bär schläft seinen tiefen, bleischweren Winterschlaf unter den Windwürfen, die die Herbststürme kreuz und quer zusammengedreht haben, Stamm über Stamm, ausgerissene Wurzelscheiben mit sperrig emporgereckten Wurzeln darüber.

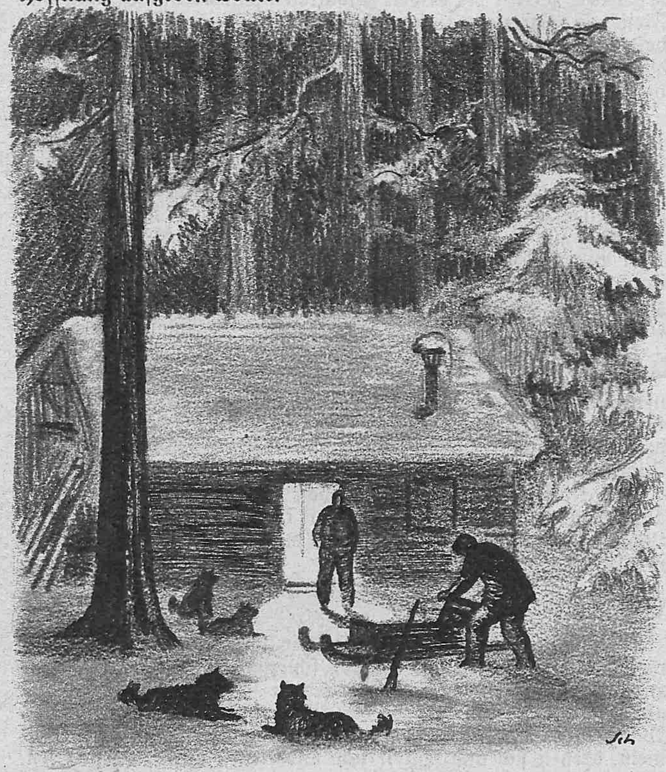
Jetzt ist die Zeit des Pelztierfangs gekommen. Die fünf Hunde haben das faule Sommerleben genug genossen, jetzt müssen sie arbeiten. Morgen um Morgen geht es vor dem ersten Licht hinaus in die Wälder, wo die Fallen stehen.

Der Schnee, der in der Nacht fiel, hat die Hunde verweht, die neben den ungeheueren Fichten schlafen, die das Blockhaus in ihren Schutz genommen haben. Es sind echte Nordlandhunde. Sie schlummern im Freien, so wie auch der Wolf schläft, zusammengerollt, die Nase vom buschigen Schwanz geschützt, zottige Kerle, die sich nicht darum scheren, wenn auch das Thermometer zwanzig und dreißig Grad unter Null gefallen ist. Und wenn es auf fünfzig Grad minus geht, so daß das Petroleum in den Tins zu einer milchigen, zähen Flüssigkeit gerinnt, einen Nordlandhund stört das nicht. Schnee ist sein gewohntes Bett. Solange er genug zu fressen hat, erfriert er nicht.

„Wieviel Fische sind noch am Trockengestell?" fragt Black. Er weiß es selbst genau genug, aber er fragt doch noch einmal. „Für vierzehn Tage reicht es!" antwortet Horn. Weiter verlieren die Männer kein Wort. Sie hatten auf den Lachs gerechnet, der im Herbst in den Flüssen in solchen Mengen aufzusteigen pflegt, daß sich Fisch an Fisch in den Schnellen drängt und die silbernen Rücken sich als spritzende Berge aus der Flut heben. Der Fisch ist spärlich in diesem Jahre gekommen, wer weiß warum. Nun, das Ren wird aus der Tundra herabziehen, dann wird alle Not zu Ende sein.

„Vielleicht begegne ich heute den Renntieren", sagt Horn.

„Leicht möglich. Ich denke, es wird aber noch ein paar Tage dauern!" Mehr haben sich die Männer nicht zu sagen, jeder macht sich Sorgen, aber sie werden nicht geringer, wenn man darüber spricht. Aus der Türe des Blockhauses fällt rötlicher Feuerschein, aus dem Schnee räkeln sich die Hunde heraus, dehnen sich und recken sich. Die Schlitten, die nachts an das Blockhaus gelehnt standen, werden hervorgeholt und vom Schnee befreit. Dann kommen neue Köderbrocken und neue Eisen auf die Ladung. Es ist ein schlechtes Pelztierjahr. Wer weiß, was Wild und Fisch gerade jetzt treiben, wo sie stecken, warum sie ausbleiben? Hilft nichts, man muß eben Fallen stellen und warten. Es ist manch einer zugrunde gegangen, der im Glück zu schwimmen schien, und es ist manch einer mit reichem Fang zurückgekommen, der bereits alle Hoffnung aufgeben wollte.


Aus der Tür fällt rötlicher Feuerschein

„Los, Hunde!" Horn schirrt sie an, so wie man sie im Wald anschirren muß, einen hinter den anderen, so daß alle fünf in einer langen Linie vor den Schlitten gespannt sind. Dann hängt er sich die Büchse um und greift nach der langen Fahrerpeitsche. Black ist auch fertig. „Vorwärts!" Da stieben sie nach verschiedenen Richtungen davon durch den nächtlichen Winterwald.

Rund um das Blockhaus ist der Wald ausgefangen, der Wapiti ist nach Süden gezogen, der Elch ist selten geworden, und der Bär schläft. „Nicht daran denken", befiehlt sich Horn. „Daran denken, daß man fangen muß, denn jeder Fang, und wenn es nur ein Fuchs ist, bedeutet etwas Hundefutter!" Die Hunde traben unbekümmert dahin, der Schlitten tanzt hinter ihnen drein. Sie traben auf den alten Schlittengeleisen, die der Neuschnee der letzten Nacht wieder verweht hat, sie traben munter, ausgeschlafen, satt. „He, Eagle, schneller!" Die Peitsche knallt über dem Kopfe des Leithundes, der sich mächtig ins Geschirr legt. Kilometer um Kilometer geht es durch den schlafenden, schneeschweren Forst, durch den schlummernden Winterwald, der leer ist, tot ist, in dem sich nichts regt. Nicht einmal der Wolf heult mehr allnächtlich, denn der Wolf folgt dem Wild, er zieht hinter dem Wapiti nach Süden, er bleibt nicht, wo es für ihn nichts zu holen gibt. Nur einzelne Rudel streifen ab und zu durch diese Gegend.

„Wer so schnell traben könnte wie der Wolf", überlegt Horn, „siebzig, achtzig, wenn es sein muß hundert Kilometer in einer Nacht, der hätte es gut!" Er ist tief in den Pelz aus Wolfsfell und Renntierfell vermummt, er hat die Pelzkapuze über den Kopf gezogen, seine Füße stecken in hohen Pelzstiefeln, und auch die Fäustlinge, die seine Hände schützen, bestehen aus Pelz. Die Augen spähen nur eben ein wenig aus den Haaren der Tierfelle hervor, sie spähen zwischen langen Nadeln aus Rauhfrost, zwischen Eiszapfen und Eistropfen, zu denen sich der Atem sofort niederschlägt, sobald er mit der kalten Luft in Berührung kommt. Es wird heller. Nun ist die ganze Welt nicht länger eine einzige schwarze Masse, nun wird der Schnee grau und die Bäume werden schwarz. Hinter den Wolken, die den Himmel verhängen, zeigt sich eine Spur von Licht. Mühsam quält sich der Tag hinter den Wolken hervor, schwer kämpft er um sein kurzes Dasein. Man ist nahe den Gebieten der Polarnacht, der Tag währt nur wenige Stunden, aber die Nacht dehnt sich endlos aus.

Allmählich wird es so hell, daß man die Spuren im Schnee sehen kann, wenn überhaupt welche vorhanden sind. Das Geriesel aus den Wolken hat nachgelassen. Man wird zwar nicht mehr erkennen können, was vor Mitternacht durch den Wald zog, denn diese Spuren sind längst wieder von den Flocken ausgefüllt worden. Was aber in den letzten vier oder fünf Stunden seine Wechsel benutzte, das kann man erkennen.

Die Schlittengeleise, die nun doch schon seit vierzehn Tagen benutzt wurden, sind eben als Senkung angedeutet, sie ziehen sich durch den toten Forst, zu der Fallenlinie. Einmal kreuzt eine Wolfsspur den Schlittenweg und jeder Hund steckt seine Nase hinein. Dann ist es ein nordischer Hase gewesen, der quer über die Bahn hoppelte, und ein Vielfraß war auch zu Gange. Das ist alles. Von Großwild ist nichts zu entdecken.

Da ist ein Wolfsrudel über die Bahn getrabt! Horn merkt auf, denn jetzt ist er dicht vor seiner Fallenlinie, vor der von seiner Axt gerodeten Schneise, auf der in regelmäßigen Abständen die Eisen stehen. Wenn er Glück hat, muß sich der eine oder andere Wolf gefangen haben.

Die Hunde werden unruhig, die Spuren sind ganz frisch. Das kann man auch schon daran erkennen, daß kaum das eine oder andere Korn Neuschnee in die Vertiefungen der Tritte geriesel ist. Auf alle Fälle nimmt Horn die Büchse von der Schulter, legt sich die mehrschüssige Schrotflinte zurecht. Es ist immerhin möglich, daß die Wölfe angreifen, denn sie leiden gewiß schon Not.

„Langsamer!" Horn muß seine Augen gebrauchen können, wenn die Wölfe kommen. Huscht dort nicht ein Schatten durch die Fichten? Und dort, und dort? Die Hunde spitzen die Ohren, natürlich, da ist das Pack! Mit grimmiger Freude lacht ihnen Horn entgegen. „Halt!" Die Hunde, wohlerzogen, gefügig dem harten Willen ihres Führers, bleiben stehen. Wollen die Wölfe angreifen? Sie wissen es wohl selbst nicht, es sind nicht allzu viele, vielleicht sieben oder acht. Horn hat die Büchse an der Backe, da steht ein Wolf in einer Lücke, Schuß! Der Wolf stürzt, wird aber wieder hoch und verschwindet in den Stangen. Die anderen fahren durcheinander und preschen über die Schneise. Knall, und ein zweiter rollt über und über, daß der Schnee aufspritzt. Der Rest des Rudels ist wie weggeblasen.

„Vorwärts!" Der Wolf, der sich überschlug, hat Kopfschuß und ist verendet, Horn wirft ihn auf den Schlitten. Dann lenkt er das Gespann zu der Stelle, wo der erste Wolf die Kugel bekam. Rote Spritzer im Schnee, dazwischen braune Flecken. Die Kugel sitzt schlecht, sie fuhr durch die Eingeweide. Horn löst Eagle und



„Auuuuuh!“ heult der mächtige Kanadawolf zum Mond empor — Zeichnungen: Scheurich

noch einen Hund aus den Strängen und hetzt sie an. Laut aufkläffend verschwinden sie auf der Rotfährte, scharf traben die drei anderen am Schlitten hinterher. Äste peitschen Horn ins Gesicht, nun lacht er. Da drinnen im Verhau gestürzter Stämme knurrt es und rumort es. Sie haben ihn!

Der Schlitten wird an einem Baum befestigt, dann holt Horn den zweiten Wolf aus der Dickung. Beide Wölfe sind fast schwarz, gewaltige Kerle. Die Pelze sind erstklassig, diese Fahrt hat wenigstens gelohnt. Und wenn die Hunde gar nichts anderes zu fressen haben, so fressen sie auch Wolfsfleisch, das sie sonst nicht allzusehr lieben.

Die Wölfe liegen auf dem Schlitten, Horn lenkt zur Fahrbahn zurück. Da ist die Fallenlinie. Vierzig Eisen stehen auf einer Strecke, die gut acht Kilometer lang ist. Gleich im ersten Eisen sitzt noch ein Wolf, der sich erst unter eine Wurzel duckt, dann aber plötzlich vorschnellt. Der Angriff verpufft, die Kette, an der das Eisen hängt, trägt einen schweren Anker, und der Anker hakt hinter einer Wurzel fest. Ein Schuß, und der dritte Wolf liegt da und rührt sich nicht mehr. Alle drei sind mager und haben nichts mehr im Magen. „Wenn schon Wölfe hungern müssen“, denkt Horn, „was sollen wir da erst sagen!“

Er fährt die Fallenlinie ab, ein Kilometer um das andere gleitet unter dem Schlitten durch, nichts. Da endlich ist wieder ein Eisen aus der Bettung gerissen und seitwärts verschleppt. Er hält. Ein Blaufuchs ist es gewesen, der mit einem Knüppelschlag getötet wird. So bleibt der wertvolle Pelz unbesudelt.

Das ist alles. Horn gräbt ein paar neue Bettungen in den Schnee und legt noch zehn weitere Eisen aus. Die, die eben gefangen haben, werden erneut gespannt. Kirrbrocken, verwestes Fleisch, werden rundum gestreut, die Eisen mit losem Schneegekrümel zugedeckt, dann ist die Arbeit getan.

Es geht nach Hause! Die Wolken reißen auf, die bleiche, tiefstehende Sonne wirft ihre matten Strahlen in den verschneiten Wald, der von tausend und aber tausend Schneekristallen blitzt und funkelt. Munter traben die Hunde, auch Horn ist nicht unzufrieden. Er hat schon schlechtere Tage erlebt.

Black ist noch nicht da. Horn entfacht das Feuer im Blockhaus, füttert die Hunde und balgt die Wölfe und den Fuchs ab. Dann blaffen draußen die Hunde auf. „Wollt ihr wohl ruhig sein“, klingt Blacks Stimme herein. Horn tritt vor die Türe. „Hast du etwas?“ fragt er. Black schüttelt den Kopf und zerquetscht einen Fluch zwischen den Zähnen. Als er die Wölfe und den Fuchs sieht, erhellen sich seine Mienen ein wenig. „Wolfskeule ist besser als verhungern“, sagt er kurz. „Tut es dir jetzt leid, daß du mit mir gekommen bist?“

„Nein“, sagt Horn fest.

„Ja, mein lieber Junge, das ist das Land! Von der Nähe besehen ist nicht alles Gold, was glänzt. Möchtest du wiederkommen, falls wir aus dieser freundlichen Gegend überhaupt lebend entwischen?“

„Natürlich, warum nicht?“

„Dann bist du richtig“, antwortet Black und schirrt die Hunde ab.

Die Not geht um im Walde. Die Gespenster des Nordens haben sich gegen alles Leben verschworen, der Frost, der Schnee, die Stürme. Was blieb, muß darben, Mensch und Wolf, es ist keiner besser als der andere vor den Augen dieses furchtbaren Landes.

„Auuuuuh!“ heult der mächtige Kanadawolf zum Mond empor. Wie eine Scheibe aus Eis, Kälte strahlend, steht er über den schwarzen Fichten, den weißen Hängen, der flimmernden, blausilbernen Weite. Weiß steht der Atem des Wolfsrüden in der frostklirrenden Luft. Ringsum antwortet sein Pack: „Auuuuh!“

Sie sind mager, die Kehle mit den Muskeln aus Stahldraht und den harten Winterdecken, dürr, abgekommen sind sie. Wie lange ist es her, seit sie das letzte Wapititier im Schnee zustande hetzten und rissen? Sie erinnern sich nicht mehr daran. Sie wissen nur, daß sie Beute machen müssen, koste es, was es wolle. Sie können tagelang hungern, ohne von Kräften zu kommen, aber einmal ist auch die Geduld eines Wolfsmagens zu Ende. Mit glimmenden, grünschillernden Augensternen mustern sich die dreißig Wölfe. Wer zuerst schlapp macht, wird zerrissen, der Schwächste fällt zuerst, das ist das Gesetz des Urwalds und der Barren-Grounds, das unerbittliche, harte, das gesunde Gesetz. Nur der Starke hat das Recht, zu leben auf dieser Erde.

Noch einmal heulen die Wölfe den Mond an, diesen eisigen, grünweißen, unheimlich großen Mond.

Der Leitwolf, ein ungeheures Tier, setzt sich in Bewegung. Das Pack schließt sich ihm an. Die Wölfe schwärmen in breiter Front aus, stecken die feinen Nasen in den Schnee, spüren den

Grund ab. Sie traben durch die Fichten, verschwinden in den Schatten, tauchen wieder auf, hecheln, lauern, spähen mit glimmenden Sehern umher. Nichts! Es ist totenstill, ihre Pfoten knurpsen leise, manchmal birst eine Fichte im Frost, dann gellt der kurze Knall des aufspringenden Holzes über die Höhen und die Täler, aber gleich darauf ist das große Schweigen wieder rundum.

Trab, Trab! Dahin geht die Suche der finsteren Meute, dahin durch die ewigen Wälder, dahin über die gefrorenen Seen, dahin über das Eis, unter dessen Panzer die Wildbäche ihren Winterschlaf halten. Kein Elch, kein Ren weit und breit.

Plötzlich stutzt der Leitwolf, beschleunigt seine Fahrt, prescht los. Das Pack jagt hinterher, sie haben die Nasen dicht am Boden, ihre Läufe schleudern das silberne Pulver des Schnees weit von sich. Es ist eine armselige Spur, auf der sie jagen, ein Fuchs zog hier seinen nächtlichen Weg, der kleine Schleicher, der gewiß ebenso verhungert ist wie sie selbst. Aber es sind doch immerhin ein paar Fetzen heißes Fleisch und dampfende Knochen, wenn man den Fuchs fängt.

Da vorne flüchtet er, der Rote! Als schwarzer Strich stiebt er einen blauschattigen Schneehang hoch, hinter ihm her preschen die dreißig Waldwölfe, eine Schlachtreihe von Blutgier und Mordlust. Der Fuchs weiß, was ihm bevorsteht, er rennt um sein Leben.

Er hetzt den Hügel hoch, wirft sich jenseits vom Kamm über eine Felswand hinunter, überschlägt sich, kollert, fängt sich wieder auf. Wieder jagt der dunkle Strich weiter, aber nun sind die Wölfe bereits dicht hinter ihm, sie sind in ungeheuren Sätzen über den Felsen gesprungen, gleich werden sie ihn haben!

Der Leitwolf steigert die Geschwindigkeit, holt das Letzte aus sich heraus. Sofort wird er den Fuchs packen! Schon öffnen sich die Eisenkiefer des Wolfs, da rutscht der Fuchs flach zusammen und ist verschwunden. Sein Bau hat ihn aufgenommen. Die Wölfe überschießen die Spur, zwei überschlagen sich beim Bremsen, dann suchen sie hastig umher, scharren wütend an der runden Öffnung, aus der es so warm nach Fuchs duftet und lassen endlich enttäuscht knurrend ab. Den steinhart gefrorenen Boden können auch Wolfskrallen nicht aufbrechen. Erbittert lungern sie herum, dann setzen sie sich wieder in Trab. Und dahin geht die Gespensterjagd im blassen Licht der kanadischen Frostnacht.

Der Leitwolf trollt durch einen Windwurf, weit hängt ihm die Zunge aus dem Rachen. Da verhält er, sträubt die Haare und prüft den Wind. Wie eine Bürste steht das Gehäre auf seinem Nacken empor. Hier riecht es abermals nach Wildbret, aber diesmal ist die Sache nicht ganz so einfach. In diesem Windwurf schläft ein Bär, und ein Bär ist ein grober Kämpfer, wenn man ihn beim besten Träumen stört!

Die Wölfe winden umher, sie suchen das Lager auszukundschaften, und das ist nicht allzu schwer. Dort, wo der Sturm drei Fichten aus dem Boden drehte und kreuz und quer übereinandertürmte, dort liegt Petz. Dem Geruch nach ist es ein Schwarzbär, der da schläft.

Eine winzige Öffnung im Schnee ist das Atemloch des Schläfers, hier dringt der warme Bärenbrodem ins Freie. Die Wölfe sehen sich an, zaudern, denn es ist kein leichter Entschluß, einen Bären anzugreifen. Endlich beginnt einer zu scharren. Da packt auch die anderen die Gier, sie kratzen ebenfalls den Schnee beiseite. Der Bär regt sich nicht. Bleischwer hält der Schlaf ihn umfangen.

Es können sich nicht alle Wölfe von vorne an den Bären heranarbeiten, dazu ist der Raum zu schmal. Einige versuchen es, sich von rückwärts durchzugraben, aber das geht nicht. Rund um den Bären ist der Schnee aufgetaut und wieder zu Eis gefroren, obendrein sind da überall dicke Äste vergraben, so daß die Wölfe nicht durchkommen können. Der Geifer trieft ihnen aus den Fängen, sie knurren, sie arbeiten. Keiner denkt mehr an die Schlacht, die sich hier entspinnen muß, jeder will zuerst am Bären sein.

Da brummt es tief in der Höhle auf! Die Wölfe verhalten einen Augenblick, dann knurren sie stärker, arbeiten heftiger. Der Schnee sprüht zwischen ihren Hinterläufen hervor, ihre Ruten zucken hin und her. Der warme Dunst macht sie toll und wild, sie müssen Beute machen! Einer scharrt, als plötzlich die Eiswand unter ihm zerbricht. Er schießt kopfunter in die Bärenhöhle hinein. Der Bär rört auf vor Wut, ein dumpfer Schlag ertönt von innen, dann ist von dem verschwundenen Wolf nichts mehr zu hören, nur der Bär grollt noch, auf das Opfer gestützt, dem er den ganzen Leib mit einem einzigen Hieb aufgerissen hat. Der nächste Wolf ist auch noch nicht klug geworden, er schießt vor, fliegt aber fast im gleichen Augenblick mit geöffneter Schlagader wie ein Ball wieder aus der Höhle heraus und verzuckt im Schnee, der sich rot färbt. Es ist klar, man kann den Bären nicht von vorne allein packen, er würde das ganze Rudel aufreiben, einen Wolf um den anderen umbringen.

Jetzt scharren sie mit erneutem Eifer von allen Seiten rund um das Bärenlager. Und tatsächlich gelingt es einem Wolf, durchzubrechen. Er liegt in der engen Höhle, hat vor sich einen dunklen Fetzen Fell und beißt hinein. Der Bär wendet sich, der Biß saß in seiner rechten Keule. Der Wolf prellt zurück, der Bär schlägt mit seiner Pranke wie mit einem Dreschflegel dröhnend ins Leere. Aber während er sich drehte, sind von vorne zwei Wölfe eingedrungen, nun packen sie ihn von hinten. Der Bär quetscht sie zwar an die Wand, aber sie setzen ihm arg zu, ehe er sie zermalmt hat, und inzwischen ist wieder ein Wolf von rückwärts eingedrungen und verbeißt sich in seine Flanke.

Der Bär brüllt auf, streift, blind vor Schmerz, den Wolf ab, und bricht wie ein Donnerwetter aus der Höhle vor. Die Wölfe, die noch draußen sind, prellen zurück, als der schwarze Riese sich vor ihnen aufrichtet. Grollend wiegt sich der Bär auf den Hinterbeinen, dann preßt er seinen Rücken gegen einen Fichtenstamm. Nun ist er von rückwärts gedeckt, nun mögen sie kommen!

Und sie kommen. Sie fahren auf ihn los, schnappen, daß ihre Kiefer zusammenknallen, fahren wieder zurück, brechen erneut vor. Die Pranken des Bären mähen wie Sensen durch die Luft. Immer wieder fliegt ein Wolf zur Seite und kriecht stöhnend aus der Schlacht. Der Bär aber blickt mit wutrollenden, kleinen Augen um sich, keuchend, den Rachen weit geöffnet.

Rote Flecken sind weithin über den Schnee gespritzt, ausgerissene Haarbüschel liegen umher, der Bär steht in einer dunklen Lache, sein Fell ist zerrissen, überall rinnt Blut herab. Die Wölfe umringen ihn in drohendem Halbkreis, sie sammeln ihre Kräfte. Manche von ihnen haben noch nichts abbekommen, der Bär aber wird zusehends schwächer. Da unten im Lager sind ein paar Bisse zu tief gegangen, seine Kraft rinnt in heißen Bächen aus seinem Körper heraus.

Er senkt sich auf die Vorderpranken, blickt um sich. Das ist das Zeichen, daß er schwach geworden ist! Der Leitwolf springt zu, ein Prankenhieb knallt ihn gegen den Fichtenstamm. Aber die anderen Wölfe sind glücklicher, wieder zerreißen ein paar Bisse das Fell des Bären. Mit dem Kopf wackelnd, als könne er nicht glauben, daß seine ungeheure Kraft schwindet, senkt sich der Bär abermals. Er schwankt, reißt sich noch einmal hoch, da sind die Wölfe über ihm. Brüllend wälzt sich der Bär im Schnee, seine Pranken zischen durch die Luft, ein Wolfskopf platzt in seinem Rachen auseinander, dann aber ist es mit ihm vorbei. Er streckt sich, röchelt und verendet. Rundum liegen zwölf tote Wölfe, von den Verwundeten abgesehen. Das Pack hat schwere Verluste erlitten, aber die Überlebenden haben zu fressen!

In furchtbarer Gier zerreißen sie den Bären, fressen ihn bis auf die nackten Knochen mitsamt der ganzen Decke auf. Dann kommen ihre eigenen toten Kameraden an die Reihe. Was sie heute nicht schaffen, werden sie morgen nachholen.

Als der Tag kommt, streicht ein Rabe über den Forst. Er ruft laut, als er das Schlachtfeld erblickt, und senkt sich. Dann hält er Nachlese, wo die Wölfe vorgearbeitet haben. Tags darauf ist auch für einen Raben nicht mehr genug übriggeblieben. Die Wölfe sind wiedergekommen und haben alle Reste beseitigt.

Einige Tage später kommt Horn aufgeregt in die Hütte. „Nahe bei der Fallenlinie haben Wölfe einen Bären aus dem Winterlager gejagt und haben ihn gerissen. Man kann nicht mehr genau erkennen, was geschehen ist, aber es müssen auch einige Wölfe gehörig vermöbelt worden sein. Ihre Kameraden haben sie aufgefressen, nur ein paar Zähne liegen noch herum!"

Black nickt ernst: „Die müssen gehörig Hunger gehabt haben, wenn sie das gewagt haben."

„In meine Fallen ist aber nicht ein einziger gegangen, ich begreife nicht, wo sie hingeraten sind!"

„Die haben sich noch einmal vollgeschlagen und dann sind sie ein paar hundert Kilometer weiter nach Süden getrabt. Mit der Wegzehrung im Leib halten sie so lange durch, bis sie zu Wild kommen."

„Das sollten wir doch eigentlich auch können, das mit dem Bären?"

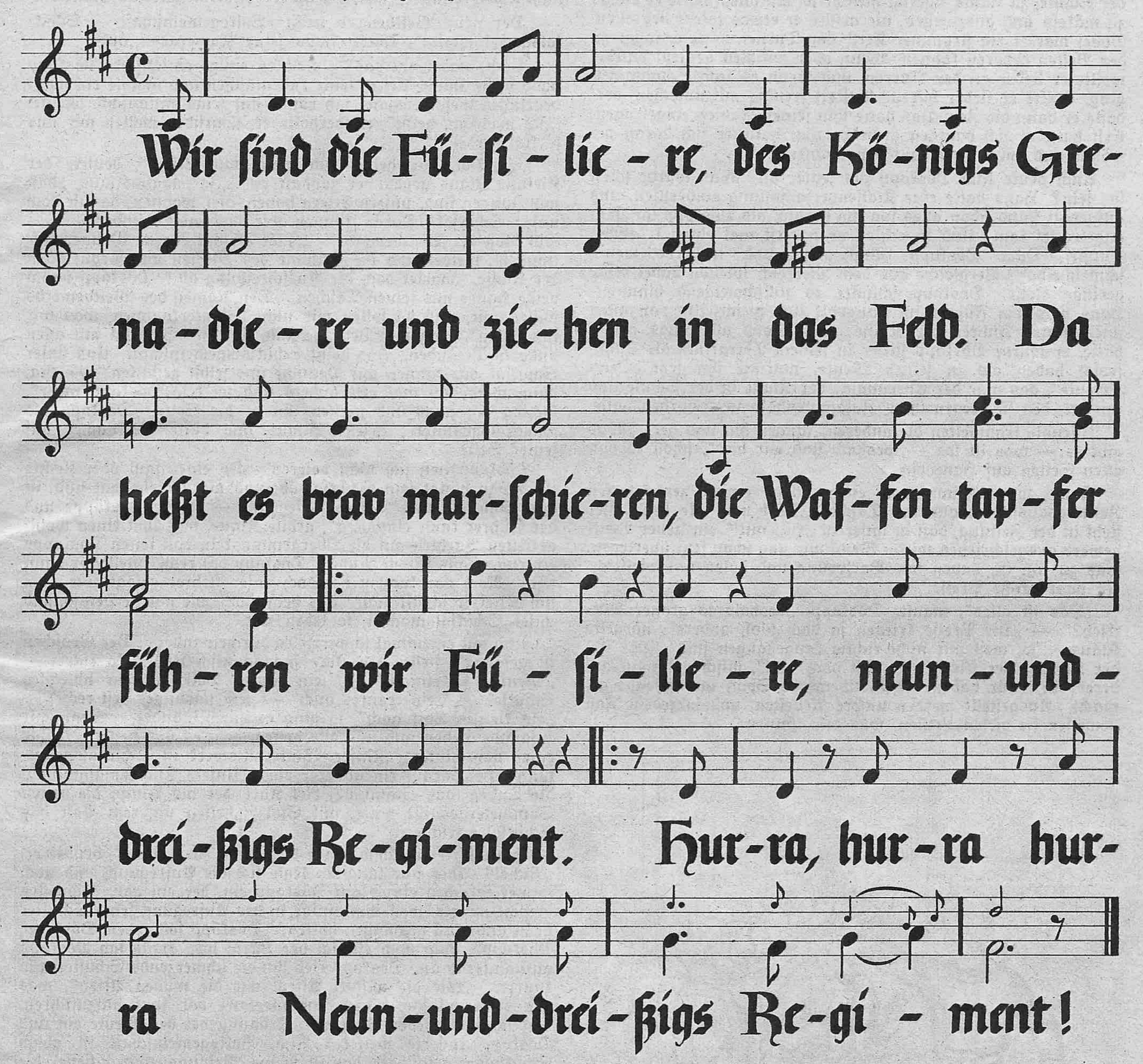
„Erst muß man ein Lager finden, das ist nicht ganz einfach. Aber versuchen kann man es. Besser als dieses Warten ist es immer noch!"

Die Männer binden sich die Schneereifen unter die Sohlen, aus Weiden geflochtene Platten, die unter die Stiefel geschnallt werden. Sie nehmen Büchse und Axt mit, die Hunde laufen frei. Man braucht nicht zu befürchten, daß sie sich verlaufen, denn es gibt ja kein Wild, hinter dem sie dreinsetzen können. Keiner von den Trappern wirft einen Blick auf das Trockengestell, an dem kaum noch Vorrat hängt. Ohne viel Worte wandern sie los.

(Fortsetzung folgt.)

Lied der Neununddreißiger Füsiliere

Worte und Weise: Soldatenlied aus dem Kriege 1870/71, entstanden im 39. Füsilierregiment Düsseldorf, das nachmals im Weltkrieg als das Regiment Ludendorffs focht
Aus der Liedersammlung: „Singend wollen wir marschieren." Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam



2. Nach Frankreich sind wir kommen und haben Metz genommen, jetzt geht es auf Paris. Die Waffen woll'n wir führen, Franktireure aufzuspüren, wir Füsiliere, neununddreißigs Regiment. Hurra usw.

3. Am dritten Weihnachtstage da gabs'ne große Plage, es ging nicht, wie man will. Wir konnten nicht marschieren, wir mußten retirieren, wir Füsiliere, neununddreißigs Regiment. Hurra usw.

4. Und sollt es Gott gefallen und sollt es nicht mehr knallen, es gehe, wie es will! Ein Liedlein woll'n wir singen, ein Liedlein soll erklingen uns Füsilieren, neununddreißigs Regiment. Hurra usw.

Döskopp verliert seinen Namen

Döskopp war eigentlich nicht sein richtiger Name. Döskopp nannten ihn aber alle seine Kameraden. Im Jungvolk, in der Schule, zu Hause, überall hieß er so. An allem hatte er etwas zu mäkeln und auszusetzen, nie wollte er etwas sofort begreifen. Dabei war er ein strammer Kerl. Im Turnen hätte er sogar zu den Besten gehören können. Wenn aber am Reck geturnt wurde, wollte er lieber an den Barren, und wenn es zum Schwimmen ging, wollte er lieber boxen. Anstatt freudig mitzumachen, verdöste er dann die Zeit. Das hatte ihm seinen Namen eingetragen. Erst hatte er sich dagegen gewehrt, nun hatte er sich daran gewöhnt und hörte sogar auf den Namen.

Auch heute kam Döskopp als letzter an. Was würde schon los sein? Hans hatte eine Klassenversammlung einberufen, und aufgeregt stand schon alles um ihn herum, als Döskopp langsam angetrottet kam. Und so erhielt er vorerst mal einen kräftigen Anpfiff. Oller Döskopp, Pappsoldat und mehrere wenig schmeichelhafte Vergleiche aus dem Tierreich spielten dabei keine geringe Rolle. Döskopp schluckte es stillschweigend hinunter. Hans war sein Führer im Jungvolk und gleichzeitig von allen anerkannter Führer der Klasse. Daß Hans allerdings gesagt hatte, er würde Döskopp lieber in seinem Terrarium als Laubfrosch haben als in seiner Meute, wurmte ihn sehr. Denn „Meute“, das war der Ehrenname der Klasse in der Schule und im Ort, den sie wegen ihres Zusammenhaltens erworben hatte.

Unruhig trampelten die anderen Jungen hin und her. „Was gibt es — was ist los — weshalb sind wir hier“, scholl es von allen Seiten auf Hans ein.

Hans zog geheimnisvoll einen schon etwas zerknitterten Zeitungsausschnitt aus der Tasche. „Hört mal alle her! Hier steht in der Zeitung, daß in unserem „Hilf mit!“ ein neuer Wettbewerb ausgeschrieben wird. Wenn wir uns schon jetzt überlegen, was zu tun ist, haben wir Vorsprung und holen uns vielleicht ein paar große Preise.“

„Das ist alles“, maulte Döskopp, „deshalb so großer Auftrieb?“ — „Die Preise kriegen ja doch bloß andere“, nörgelte Klaus. „Ja, weil wir nicht richtig rangegangen sind“, fuhr ihn der Kleinste der Klasse an. „Ist doch egal“, mischte sich ein anderer ein, „mir haben die Wettbewerbe Spaß und Freude gemacht. Ausgestellt werden unsere Arbeiten, und in jedem Fall beweisen sie vielen Leuten, was wir können.“



„Wie heißt denn überhaupt der neue Wettbewerb?“ rief Gerhard, der überflüssiges Gequatsche — wie er sich ausdrückte — nicht leiden konnte. „Ja, wie heißt er?“, stürmte alles auf Hans ein.

„Der neue Wettbewerb heißt »Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft«“, klärte Hans seine Kameraden auf.

„Doch, was heißt das?“, machten einige enttäuscht. Döskopp schob beide Hände tief in seine Hosentaschen und machte ein nachdenkliches Gesicht. Hans sah ratlos auf seine enttäuschte Meute. „Ja, was das heißt“, wiederholte er, „darüber wollen wir uns ja klarwerden.“

„Schicksal, das heißt doch soviel wie Leben“, deutete der Kleinste Klaus gegenüber zaghaft an. „Ja“, sagte Klaus, „daß wir Jungen sind, unsere Eltern haben, hier wohnen, das ist doch unser Schicksal. Daran können wir doch nichts ändern. Was will bloß der Wettbewerb?“ „Haut ab mit eurem Wettbewerbsfimmel“, meldete sich die Stimme des Dicksten und Bequemsten der Klasse, „wartet doch die Ausschreibung ab.“ Döskopp nahm beide Hände aus seinen Taschen. „Den Namen des Wettbewerbs wissen wir, und da sollen wir nicht dahinterkommen, was wir tun sollen? Daß wir Deutsche sind, ist unser Schicksal mit allen anderen Deutschen. Das heißt Schicksalsgemeinschaft. Und unser Schicksal, das können wir Deutsche uns selbst gestalten.“ — „Na, dann werde du mal erst anders und sei kein Döskopp mehr“, lachten ein paar und stießen ihn in die Seite, „Döskopp als Schicksalsgestalter“, griente Klaus und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Döskopp ließ sich nicht beirren. „Ob einer faul oder fleißig ist, davon hängt sein Schicksal ab, und wenn viele faul sind, ist das Schicksal eines Volkes besiegelt.“ — „Viele Dösköppe und der Führer kann einpacken“, grölte Klaus, was ihm einen wohlgezielten Boxhieb auf die Oberarmmuskeln von seiten Döskopps eintrug. Hans stiftete Ruhe. „Döskopp hat recht“, stellte er dann fest. „Noch vor kurzem hat doch unser Lehrer gesagt, wie man sich bettet, so schläft man. Das heißt doch, wie wir in Deutschland unser Schicksal machen, so leben wir.“

Und mit einemmal schwirrte es durcheinander. „Der Groschen ist gefallen“, stellte der Dicke fachmännisch fest. „Na klar“, — „Mensch, so einfach“ — „ein faules Volk hat ein schlechtes Schicksal“ — „ein krankes auch“ — „ein uneiniges erst recht“ — „ein kleines Volk auch“, so ging es durcheinander. „Wenn wir zusammenstehen und uns alle helfen, geht es uns besser“, krähte einer von hinten. „Unser Winterhilfswerk ist Schicksalsgestaltung“, fiel darauf ein anderer ein. „Unsere Knochensammlung, die Tuben, das Stanniol“, rief Karl, der als Pimpf die besten Sammelergebnisse hatte, mit Stolz, „helfen unserem Volk das Schicksal erleichtern.“

Hans hielt sich schon lange die Ohren zu. „Ruhe“, brüllte er, „Ruhe!“ Aber nur langsam legte sich die Aufregung, und noch immer sprachen einige auf Döskopp ein, der ein ganz leidvolles Gesicht machte, weil ihm einige in der Aufregung seine Schulter grün und blau geschlagen hatten. „Döskopp soll reden, Döskopp, Döskopp“, ging noch einmal der Lärm los. Hans sah Döskopp aufmunternd an. Döskopp rieb sich die schmerzende Schulter und knurrte: „Wie die wilden Affen, wie die wilden Affen“, was Klaus veranlaßte, einen Indianertanz vor ihm aufzuführen. Endlich trat wieder Ruhe und Ordnung bei der Meute ein und Döskopp knurrte weiter: „Also, Volksgemeinschaft ist gleich Schicksalsgemeinschaft, das ist meine Meinung, und je besser die Volksgemeinschaft ist, desto besser wird auch das Schicksal für uns Deutsche sein. Das sollen wir im Wettbewerb zeigen, das ist doch klar wie Kloßbrühe.“

„Das ist alles schön und richtig“, meldete sich Klaus wieder, „aber wie wollen wir das im Wettbewerb zeigen?“

Döskopp legte den Finger an die Nase. Das hielt er für den höchsten Ausdruck geistiger Anstrengung, und indem er Klaus hoheitsvoll anblickte, belehrte er ihn: „Du interessierst dich für Geschichte. Da kannst du darstellen, wie und wodurch das deutsche Schicksal in der Vergangenheit gestaltet wurde. Wo wären wir zum Beispiel, wenn der Alte Fritz und seine Soldaten nicht gewesen wären?“ — „Na, und wo, wenn der Führer und seine Bewegung nicht wären“, warf Hans ein.

„Na, oder zeigt das nicht, wie wir Schicksalsgemeinschaft sind, wenn wir Tuben, Stanniol und Knochen sammeln und damit helfen, Deutschland unabhängig vom Ausland zu machen?“,

meldete sich Karl wieder. „Ich stelle die Bedeutung der Sammlung heraus. Jeder soll dabei sehen, wie wichtig das ist, ihr werdet staunen!“

„Ich zeige Hermann Görings Vierjahresplan“, versuchte ein anderer Karl zu übertrumpfen.

„Ich werde darstellen, daß wir alle arbeiten müssen, um gemeinsam leben zu können“, sagte Döskopp, und nur Klaus feixte ihn noch als einziger an.

„Ich zeige, daß wir uns in Not und Gefahr überall helfen und beistehen müssen“, meldete sich Gerhard.

„Ich werde die Arbeit der NSV. und des WHW. für die Volksgemeinschaft bringen“, versuchte wiederum einer zu übertrumpfen.

„Ich will noch einmal die Blutsgemeinschaft, die Arterhaltung in ihrer Bedeutung für das Volk bearbeiten“, sagte Hans nachdenklich, „ich glaube, ich hätte es besser machen können.“ — „Und ich noch einmal die Wehrmacht, ich war auch nicht zufrieden“, rief einer Hans zu.

„Ich will das Schicksal der Auslandsdeutschen schildern“, unterbrach ihn Dieter, der mehrere Verwandte in abgetrennten Gebieten hatte, „die Auslandsdeutschen gehören zu uns.“ — „Und ich bearbeite den VDA., mein Vater hat gesagt, daß unsere Schulen im Ausland Waffen im Kampf um die Erhaltung des Deutschtums sind“, fiel ein anderer darauf ein.

„Ich schildere die Wendung des deutschen Schicksals durch die Partei“, rief Gustav, dessen Vater Ortsgruppenleiter war, „ich durch die SA.“ — „ich auch“ — „ich auch“ — „ich zeige die HJ.“, so schwirrte es wiederum aufgeregt durcheinander. „Ich zeige die Wandlung in unserem Viertel“, rief Werner, der in einem ehemals roten Ortsteil wohnte.

Döskopp gebot Ruhe. „Ich schlage vor, jeder bearbeitet für sich das Thema „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft“, und eine besondere Arbeit, die machen wir alle zusammen, wir werden das Schicksal unseres Ortes darzustellen versuchen und zeigen, wie es mit dem Schicksal ganz Deutschlands verbunden ist.“ — „Au, fein, Döskopp hat was weg, Döskopp, Döskopp“, ging ein Lärmen los, und Klaus benutzte die Gelegenheit, um Döskopp den Muskeltreffer durch ein paar biedre Hiebe auf die Schulter zurückzugeben.

Nur schwer konnte sich Hans wieder Geltung verschaffen. „So wird's gemacht“, sagte er kurz, „und Döskopp erhält die Leitung über die Gemeinschaftsarbeit. Wir werden zeigen, was wir können. Aber Döskopp soll von heute an nicht mehr Döskopp heißen. Komm, Döskopp, wir sagen wieder Erich zu dir.“

Alle stimmten mit lautem Gebrüll zu. Erich wurde umringt, während ein paar Klaus Muskeltreffer verpaßten, weil er doch wieder Döskopp gerufen hatte. So verlor Döskopp seinen Spitznamen.

Und ihr anderen steht nicht hinter dem früheren Döskopp und der Meute zurück. Malt, zeichnet, schnitzt, bastelt und beteiligt euch am neuen Wettbewerb. Ihr werdet noch viele andere Aufgaben finden.

Pähde=Pitt hat sein Erlebnis

Zuerst warf er, mit dumpfem Schreckenslaut zurückfahrend, beide Arme schützend vors Gesicht, die Lippen spaltbreit geöffnet. Dann sprang er, im Innersten dunkel gewarnt, fünf, sechs Schritte rücklings der Wand zu.

Gleichzeitig geschah es, daß unter ohrenschmerzendem Krachen der zweite Gesteinsbrocken herabkam. Eine dicke Kohlenstaubwolke wuchs wandartig vor ihm auf und saugte das spärliche Licht der wenigen Grubenlampen hoffnungslos auf. Es folgten noch kleine Flüche, die im Grunde weniger die herabstürzenden Brocken als die bevorstehende mühselige, vielleicht stundenlange Aufräumungsarbeit betrafen.

Richtig zu sich kam der Junge erst wieder, als seine Augen die kleinen blassen Lichter, auf den Grubenkappen der Kumpels befestigt, in ruckhaftem Hin und Her auf sich zu torkeln sah, und als er plötzlich einen Schrei vernahm. Eigentlich begann sein plötzliches Erwachen mit diesem Schrei. Und es war derart, daß es den Pitt fast zerriß und eine ganze Weile dauerte, bis er begreifen konnte, daß das nicht der Laut eines Menschen, eines Kumpels gewesen war. Als dann dicht vor ihm eine Grubenlampe auftauchte und darauf groß und eckig der Häuer vor ihm stand und ihn fragte, ob ihm etwas passiert sei, da konnte der Pferdepeter schon, noch ein bißchen verwirrt, lachen: „Awatt! Nix passiert!“ Ob er denn gar nix abgekriegt hätte? Peter schüttelte den Kopf und sagte nur langsam: „Mann, Mann!“

Mit diesem Wort richtete er sich auf und sah unverwandt mit seinen großen Augen in die Dunkelheit des Stollens. Ja — und — der Max? Wo der Max wäre.

„Dä Max?“ besann sich der Häuer. „Dä Max? Is denn dä — verdammich ja! Dä war doch vor de Hunde gespannt, dä Max, als dä Schiet runnerkam. Kotz Düwel!“

Ein neues Licht brach sich durch die schwarze Wand. Der Häuer rief es an: „Hö, du! Komm ma hier, haste nix vom Max ... ach, Helecke, du bist et; is wat passiert, Helecke?“

„Nee“, sagte der Steiger, „passiert is weiter nix. Drei Stützen sin kaputt. Is auf die Hunde gefallen, der Dreck. Mensch, die Eisenstücke daran sin umgeknickt wie dürre Halme. Der Braune, der Max, hat bös eins abgekriegt. War vorgespannt. Muß gleich rauf. Glaub' nicht, daß'r noch mal runterkommt.“

Da stieß der Pferdepeter einen dumpfen Schreckenslaut aus. „Der Braune? Der Max?“ Hm. Helecke nickte.

Der Häuer faßte den Pähde=Pitt schweigend am Arm. „Komm, Pitt!“ Er sah plötzlich so alt und klein und so gebeugt aus, wie er das sagte. Das Grubenpferd Max war früher, als sie oben am Walde noch den kleinen Kotten hatten — mit dem Stall und dem kleinen Acker und der Wiese, die sommers immer voller Heimchengezirpe war —, vor zehn, zwölf Jahren, da war das Grubenpferd Max mal sein eigen gewesen. Es kam dann eine andere, eine armselige Zeit. Sie begann damit, daß der Vater starb. Da waren dann Schulden und Gläubiger und schlechte Menschen. Da kam es anders.

„Ja, komm, Karl!“ sagte der Peter, der Pferdejunge. Er sagte es so, wie man es tut, wenn man eine traurige Arbeit zu machen hat; denn mit Max, dem Pferd, und dem Peter in seiner Eigenschaft als Pferdebetreuer im Schacht 3 hatte es seine Bewandtnis.

Die drei Bergleute stolperten über die Rohre, Geleise, Balken, Steinhaufen durch den Stollen, bis vor ihnen die Gestalten der anderen Kumpels auftauchten. Max lag etwas abseits mit zuckenden Hinterbeinen, den Kopf gehoben. Das Weiß seiner Augen glitzerte ein wenig, wenn der Schein einer Lampe über seinen Kopf huschte. Peter und der Häuer traten an ihn heran, klopften seinen Hals, wie sie es oft genug getan hatten, strichen ihm übers Fell und kraulten in der Mähne.

Helecke sagte mühsam: „Tjo, glaub nicht, dat der noch mal vor 'nen Hund gespannt wird. Der is fertig ...“ Und nach einer Pause: „Is schad' um den Braunen. Müssen ihn wohl erschießen.“

Der Häuer langsam: „Müssen ihn erschießen?“ — Während er das sagte, klopfte Pähde=Pitt ein letztes Mal den Hals des Pferdes, blickte sich kurz um und schritt ruhig zurück, den arbeitenden Kumpeln bei den Aufräumungsarbeiten zu helfen. Hinter sich hörte er den Häuer kurz aufschluchzen, als habe er den Mund voll dicken Kohlenstaubes.

Peter arbeitete ruhig und besonnen unter den Kumpels, nicht hastig, verwirrt, und nur einmal, nach einer Stunde, blickte er traurig auf, als der Schuß mit tausend Echos durch den Schacht dröhnte. — Beide, Pähde=Pitt und der Häuer, fuhren noch vor Schichtwechsel zu Tage. Die Fahrt in dem schmierigen Fahrgestell war schweigsam. Und oben drückten sie sich kurz die Hände. „Tschüß!“ sagte der Pferdejunge und hob den Finger an die Mütze. Der Häuer sagte nichts.

Auf der Wiese, die Peter auf dem Nachhauseweg überqueren mußte, standen vier Pferde, bis zum Leib in Nebel gehüllt, die Köpfe schwammen riesengroß auf der weißen Decke. Hatte er für den Grubengaul nichts mehr übrig gehabt? Für den Max? Doch, er hatte mehr für ihn übrig als der Häuer. Es galt bloß, daß er sich in jenem Augenblick anständig zeigte, auf beiden Beinen stand und — und ein richtiger Kumpel war. — Vierzehn Jahre war er alt, der Pähde=Pitt, als das geschah. F. J. T.

Unsere Kurzgeschichten

So'n Zinn ...

Eines Abends kam Werner, der Geldverwalter, wie üblich mit der Post vom Bann. „Menge Neues", flötete er schon von der Tür. „Werdet euch wundern, ab nächsten Sonntag verdient die Gefolgschaft ihr eigenes Geld." „Großartig", brüllte Paul, unser Schießwart, „jetzt fängt das große Leben an." — „Stopp, wird nicht so schlimm sein mit den Geldern", bremst der Geff. Und dann berichtet Werner. Am nächsten Sonntag sei Großsammeltag vom Bann angesetzt, „aber nicht mit der Büchse, sondern auf Büchsen und so'n Kram, will sagen ...", er wühlt den Sonderbefehl aus den letzten Eingängen heraus. „Hier steht es: Es wird nochmals darauf hingewiesen, daß die Hitler-Jugend nur Zinnfolien, Flaschenkapseln und Silberpapier sammelt. — Das können wir dann auf eigene Rechnung verkaufen." — „Also Altmaterial", beschließt der Gefolgschaftsführer die Unterhaltung. „Paule, hau jetzt ab und bestelle mir die Scharführer auf halb zehn. Und im übrigen organisierst du die Sammlung. Ich muß am Sonntagvormittag zur Führertagung."

Anderthalb Stunden später erhalten die Scharführer ihre Anweisungen und am Sonntag steht die Gefolgschaft zum Sammeln. Paule dirigiert die einzelnen Sammeltrupps, daß die Scharführer beinahe nichts mehr selber zu tun erhalten, und gibt an. Er gibt immer an, wenn er sich als etwas fühlt. „Aber ihr wißt doch genau Bescheid, was gesammelt wird. Fragt doch nicht andauernd, man weiß ja nicht mehr, was jeder eigentlich will. — Was? Zinnfolien? Was das ist? — Gib mal her, da steht es doch! Ja, Zinnfolien?" — Er überlegt, ist einen Augenblick unsicher, ehe er dem Frager eine wunderschöne, unbestimmte Antwort gibt: „Na solch alter Zinn — all so'n Kram, ihr wißt schon."

Die ziehen ab. Aber ein paar gute Freunde von Paul haben den Vorfall bemerkt.

Die Sammeltätigkeit beginnt unterdessen lebhaft in den Straßenzügen des Gefolgschaftsgebietes. In die Keller und auf die Böden klettern die Jungen und schleppen kleine Wagenladungen Silberpapier und Flaschenkapseln zusammen. Es klappt alles. Ein paar Tage vorher hatten sie nämlich an alle Haushaltungen Flugzettel verteilt: Sonntag sammelt die HJ.

Schon kamen die ersten zur Dienststelle, wo Paul den Hauptsammelplatz eingerichtet hatte. Er wollte erst einmal alles zusammen haben, um zu sehen, wieviel jeder Trupp gesammelt hatte, damit er nachher meckern könnte: „Ihr habt zu wenig gesammelt und ihr und ihr auch ...", und damit er auch dem Geff, wenn er von der Tagung zurückkäme, gleich zeigen könnte, daß in seiner Abwesenheit alles klappte. So häufte sich das Altmaterial um die Schreibtische der Dienststelle und versperrte fast den Weg. Auf Mittag, kurz ehe der Geff wiederkommen wollte, fehlte noch ein Sammeltrupp. „Komme gleich wieder", sagt Paul und verschwand für zehn Minuten in Richtung Heimat. „Nur mal eben rübersehen, ob alles in Ordnung geht." Seine drei besten Kameraden lachten sich eins. Darauf hatten sie nur gewartet. Jetzt bekam er seine Angeberei zurück. Von wegen „Zinnfolien" und so. Paßt auf, es geht ganz groß in Ordnung.

Es sind noch keine zehn Minuten her, als der Geff in der Ferne auftauchte. Auf der alten, verbogenen Mühle konnte das kein anderer sein. „Paule", schrien drei Kehlen, „aber schnell, der Geff!" Da bog der Gefolgschaftsführer auch schon in die Straße.

Paul flitzt heran. „Gefolgschaft „Neues Tor" Sammeln beendet. Gesammeltes Material im Dienstraum. Ich habe ..." — „Ist gut", winkt der Geff ab. Paul öffnet die Tür: „Da —" Mit einem stolzen Blick will er auf den Haufen Silberpapier und die Zinnabfälle weisen. Aber der Satz bleibt ihm in der Kehle stecken und sein Arm sinkt kraftlos herab. Mitten im Dienstzimmer steht ein altes, verrostetes, eisernes Bettgestell, wacklig auf drei verbogenen Beinen — das selbst dem Altwarenhändler zu schlecht war. Sonst nichts. Die Tische sind fein säuberlich zur Seite gerückt.

Der Gefolgschaftsführer sah Paul an. „Ist das alles?" Aber dann fielen ihm die drei grienenden Gesichter der anderen auf. „Scharführer Koch, wo ist das gesammelte Altmaterial?"

Der weist stumm auf das Nebenzimmer: „Da!" Paule aber stürzt wütend auf seine Kameraden. „Das merke ich mir!" und eilt böse zur Tür. — „Das ist doch dein alter Zinn", ruft ihm eine lachende Rotte nach. Aber er hörte an diesem Tage nichts mehr.

Zum Schluß hat er mitgelacht. „Paule", wird er seitdem immer gefragt, wenn er wieder mal einen besonders krausen Faden spinnt, „ob es sich in dem neuen Bett auch gut liegt?"

Erste Schneeballschlacht

Ganz grau war der Himmel und die Luft eigenartig dunstig. Jeden Augenblick mußte es anfangen zu schneien. Und da wirbelten auch schon die ersten Flocken in diesem Jahr durch die Luft. Bei uns in der Klasse achtete nun niemand mehr auf die unregelmäßigen Verben. Alles schaute verstohlen nach draußen, man gab sich freudige Geheimzeichen und keiner paßte mehr auf. Jeder dachte schon an harte Schneeballschlachten, an die Rodelschlitten und Schier. Und als endlich das erlösende Schellen Schulschluß verkündete, da stürmte nur alles so hinaus, um die andern mit einem Hagel von Schneebällen empfangen zu können.

Nur Lothar, das Muttersöhnchen, freute sich nicht. Schnee? Das war ihm etwas Schreckliches. Geradezu Angst hatte er vor dem Schnee und besonders vor den Schneebällen. So blieb er denn auch heute in der Schule versteckt, bis alles längst zu Hause und die Luft rein war.

Nein, bei solch einem Wetter, da las er lieber ein Buch nach dem andern. Oder er packte sich ganz dick ein in alle möglichen wollenen Sachen und ließ sich dann von Minna ein Stündchen mit dem Schlitten durch den Park spazieren fahren.

Nun aber war er das erste Jahr im Jungvolk. Und heute nachmittag war gerade Dienst. Erst wollte er gar nicht einmal hingehen, aber da holte ihn Horst ab. So ging er denn schließlich dick eingemummelt mit.

Der Jungzug war in einer ausgelassenen Stimmung. Heute sollte es ein Geländespiel, verbunden mit einer Schneeballschlacht, geben. Als Lothar das hörte, hätte er sich am liebsten wieder nach Hause verdrückt. Doch nun stand er in Reih und Glied angetreten, ergab sich aber so schnell noch nicht in sein Schicksal. Mit einem scheinheiligen Gesicht ging er zu seinem Jungzugführer. Als Kind sei er mal erkältet gewesen und darum habe ihm der Arzt verboten, Schneeballschlachten mitzumachen. Und ganz gebildet sagte er, er sei „suspendiert".

Ein brüllendes Gelächter war die Antwort; am liebsten wäre der ganze Jungzug gleich über ihn hergefallen und hätte ihn mit der Nase zuerst in den Schnee gesteckt.

Dann kam die große Schlacht. Sie schienen es alle auf Lothar abgesehen zu haben. Doch der weinte nicht. Nein, zum Erstaunen aller, er wehrte sich tüchtig seiner Haut. Denn auf einmal machte auch ihm der Schnee Freude. Er tobte sich plötzlich richtig aus, und als er nach Hause kam, sah er aus wie ein Schneemann mit roten Backen.

So genießt jetzt auch Lothar die Winterfreuden, und gestern sagte er sogar, er wolle unbedingt mit ins Winterlager...

Krach in der Pimpfentasche

Welche Geheimnisse ein Pimpf mit sich herumschleppt, ohne etwas davon zu wissen, das beweist diese Geschichte, die sich in der Hosentasche eines Pimpfen ereignet hat. Ein „braver und artiger Junge", den die Tanten verhätscheln und mit Kuchen vollfüttern, wird gewöhnlich auch saubere Taschen haben, aber das ist auch meist sein einziger Vorzug. Wir nehmen lieber das Kunterbunt und die Unordnung einer Hosentasche mit in Kauf, wenn der Kerl dafür in Ordnung ist. Wie es einem echten Pimpfen ergehen kann, das erzählen die folgenden Zeilen:

Die rote Knallerbse war das Aufgeblasenste unter den Dingen in der Pimpfentasche. Sie ärgerte sich über das schmutzige Taschentuch, obwohl gerade dieses den größten Anspruch auf eine Pimpfenhosentasche hatte.

„Unerhört, wie man so schmutzig sein kann! Sie gehörten schon längst in die Wäsche, Sie ... Sie Schmutzlappen!"

Das Taschentuch schwieg. Es war gar nicht eingebildet.

Das Stückchen Radiergummi aber, das neben der Knallerbse lag, meinte: „Regen Sie sich doch bitte nicht über andere Leute auf! Sind Sie vielleicht etwas Besseres?"

„Und ob!" brüstete sich die Knallerbse. „Sehen Sie mir das nicht an? Ich bin eine Knallerbse!"

„Na, dann knallen Sie doch bitte mal!" rief der Bleistiftstummel, der sich ganz in das Taschentuch verkrochen hatte und nur mit der Spitze hervorlugte.

„Das könnte Ihnen passen, Sie verkümmerter Schreibbolzen! Glauben Sie, daß ich mich zu Ihrem Spaß verplempere? Nee! Ich bin zu Höherem geboren! Ich habe eine Zukunft!"

„Und ich habe eine Vergangenheit!“ krächzte in diesem Moment eine vergoldete Blechschelle. „Ich stamme von einer Narrenschellenkappe. Was glauben Sie, wie oft ich mich bei hohen Leuten vor Lachen schütteln mußte. Ich habe mal so heftig lachen müssen, daß ich abgesprungen bin! Das war mein Untergang!“

„Sehen Sie“, meinte die Knallerbse, „wenn Sie echt gewesen wären, hätte Ihnen so etwas nicht geschehen können. Sie sind aber nur aus vergoldetem Blech. Solchen wertlosen Plunder läßt man abspringen und sucht nicht mehr danach!“

„Da irren Sie sich!“ rief ein kleiner Perlmuttknopf aus dem äußersten Taschenwinkel. „Ich bin auch gerade nicht wertvoll, aber was glauben Sie, wie man mich gesucht hat, als ich abgesprungen war? Man hat mich nicht gefunden. Ich war zu gerissen. Ich wollte fort in die weite Welt und hatte mich in einem Stiefelschaft versteckt.“

„Pfui! was für ein Vagabundenleben!“ war die Knallerbse außer sich, „nein, welch ein Glück, daß man über solchem Zeug steht! Wie vornehm, daß man eine Zukunft hat!“

In diesem Augenblick kam die Hand herein und holte das Taschentuch fort, und das Perlmuttknöpfchen klammerte sich schnell in einer Falte fest und draußen war es.

„Immer fort mit dem Pack!“ schimpfte die Knallerbse, und dann zeterte sie mit dem Bleistiftstummel, der seine Spitze grad auf ihren prallen Leib drückte. „Sie Grobian, wollen Sie sich bitte besser benehmen!“ — „Ich pieke Sie wohl?“ fragte der Bleistiftstummel frech. — „Na, das sehen Sie doch; drehen Sie sich weg, Sie Lümmel!“ — „Tut es weh?“ fragte der Bleistiftstummel näher. — „Au, au!“ schrie die Knallerbse. „Hören Sie auf! Vorsicht, ich bin geladen! Ich will nicht für Sie knallen! — Halt, halt!“ — „Los, los, Sie Prahlerbse! Wir wollen Sie knallen hören! Alle zusammen! Wir wollen Ihre Zukunft mal sehen! Explodieren Sie doch, los!“ — „Oh, welch Gesindel!“ stöhnte die Knallerbse.

Der Bleistiftstummel bohrte nun mit aller Kraft; das Stückchen Radiergummi half nach und die Blechschelle schüttelte sich vor Lachen...

Auf einmal kam das schmutzige Taschentuch wieder herein und schob die streitenden Parteien wieder auseinander.

„Kommen Sie nicht so dicht!“ schnöselte die Knallerbse gleich das Taschentuch an, das ihr soeben aus der Klemme geholfen hatte. — Da wurde sie von der Hand erfaßt und draußen war sie.

Blautz — klang es im selben Augenblick von draußen, und das kleine Gerümpel in der Pimpfenhosentasche lauschte...

Nach einer Weile meinte der Bleistift: „Dieser Knall war ein netter Anfang. Wollen wir warten, was noch kommt!“

Kaum hatte er ausgeredet, da ging ein Hexentanz los. Hin und her wurden sie geschüttelt; ihr Besitzer mußte es sehr eilig haben. Sie hörten noch, von den ständigen Erschütterungen verwirrt, ein fürchterliches Geschimpfe von etlichen Leuten, das immer schwächer wurde, bis der Pimpf wieder in den gleichmäßigen gewohnten Trott verfiel, als es wieder ruhig wurde. Was sich eigentlich zugetragen hatte, das konnten sie nur ahnen; aber diese Aufregungen waren sie schon gewöhnt, und sie fanden sie ganz in Ordnung, denn das behäbige Leben war ihnen ein Greuel — ebenso wie dem Pimpfen.

Märchenspuk um Mitternacht

Es war im Dezember vorigen Jahres, in der großen Amtsstube war es totenstill. Gerade hatte die Rathausuhr draußen Mitternacht geschlagen, da raschelte es in einer großen Pappschachtel, und unzählige Stimmchen riefen darin durcheinander.

Die Papierschere, die auf dem Tisch lag, bekam zuerst einen gehörigen Schreck. Aber hilfsbereit, wie sie nun einmal war, stemmte sie ihren einen langen Fuß gegen den Rand der Pappschachtel, so daß diese aufsprang, und sogleich stolperte auch schon ein bunter Zug von winzig kleinen Gestalten über den Rand der Kiste.

„Ei“, lachte die Schere, „was seid ihr für ein drolliges Völkchen!“

Da trat ein reizendes Holzpüppchen, das einen goldenen Ball in den Händen hielt, an die Schere heran, dankte ihr für die Hilfe und sagte: „Sieh, ich bin die schöne Königstochter, die ihre goldene Kugel im Brunnen verlor. Diese goldene Kugel soll jetzt zum lieben Weihnachtsfest allen deutschen Menschen Freude bringen, wie sie auch mir Freude gebracht hat. Und all die vielen Figürchen hier sind meine Märchengeschwister, die mit mir vom 17. bis 19. Dezember von der Hitler-Jugend als Winterhilfswerk-Weihnachtsabzeichen verkauft werden. Aber jetzt soll ein jedes von uns dir selber erzählen, was es für die deutsche Weihnacht bedeutet.“

„Ich bin das Aschenputtel“, sagte das Figürchen mit der irdenen Schale, auf der ein Täubchen saß. „Ich muß vom Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, habe kein Bett und muß neben dem Herd in der Asche liegen. Wer mich kauft, der lindert meine Not.“

Ein anderes Figürchen sprach: „Ihr müßt es machen wie der Hans im Glück, dann seid ihr auch die glücklichsten Menschen von der Welt!“

Nun kam die Gänsemagd; sie hatte ein Gänschen neben sich und sagte: „Das deutsche Volk soll wieder vor aller Welt bezeugen, daß es in ihm keine Falschheit und Bosheit mehr gibt. Darum gehe ich wieder als Gänsemagd unter die Menschen.“

„Und ich rufe allen zu: Wer für das WHW. gibt, der befreit mich aus dem Bauch des Wolfs, in dem ich in Not und Elend sitzen werde, wenn das ganze Volk nicht wie der junge Jäger ist“, sang das Rotkäppchen mit seiner hellen Kinderstimme.

Aber was poltert nun so laut auf den Tisch? Die Schere erschrak ordentlich, als sie dieses Figürchen sah. „Wer ich bin?“ fragte es. „Ich bin der Däumling“, klärte es die Schere auf. „Mit meinen Siebenmeilenstiefeln laufe ich, wie die Millionen Hitler-Jungen und Mädel, treppauf, treppab, durch Stadt und Land und rufe immerzu: „Gebt alle zum Weihnachtsfest für das WHW. des deutschen Volkes!“ Also sprach er, sprang vom Tisch herab und begann polternd über den Boden zu tanzen, daß es nur so in der Amtsstube widerhallte. Da erklang auch schon Flötenmusik. Ganz leise und schmeichelnd kam sie aus der Kiste, wurde plötzlich lauter, und nun stand ein Männlein in rotem Wams, mit einer schwarzen Kappe und einer goldenen Flöte vor der Schere. „Ich bin der wohlbekannte Sänger, der vielgereiste Rattenfänger. Ich rufe alle Kinder: Fürs WHW. sind wir die Künder!“ sang es, und alles sang nun mit, tanzte lustig nach der Flöte, und schließlich tanzte auch die Schere mit, denn das lustige Märchenvolk hatte es ihr angetan.

Doch da war die Mitternachtsstunde zu Ende. Eilig kletterten alle wieder in die Pappschachtel zurück. Bums, machte der Deckel, als die Rathausuhr die erste Stunde schlug. Die Papierschere aber, die als Bürogehilfin allerlei Wissen besaß, buchstabierte die Schrift auf dem Deckel langsam vor sich hin: „WHW.-Weihnachtsabzeichen.“

Dann lehnte sie sich zufrieden an den Rand der Schachtel und dachte darüber nach, wie schön es ist, daß nun bald die lieben alten, deutschen Märchen durch die Hitler-Jungen und Mädel wieder ins Vaterland hinausgetragen werden, und sie hatte nur den einen Wunsch: In diesem Jahre kein Weihnachtsbaum ohne die WHW.-Weihnachtsabzeichen der Hitler-Jugend! R. S.

„Hilf mit!“ erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Heinrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 756456. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.

Kleines Verkehrs 1×1

Bahnübergang mit Schranke

Bahnübergang ohne Schranke

Nur für Radfahrer

Radweg

Aufpassen!

Otto hat einen Vogel

„Katzenauge" nicht mehr gefragt.
Schlußlichter an den Pedalen sind Trumpf

So zu fahren ist nicht nur gefährlich,
sondern mit Recht verboten

MÖBEL

Friseur

Hier dürft ihr spielen!

MÖBEL

Will Halle